D III q
27188 a

32

Coburger Landes-Bücherei

[illegible]

13
Cob

I.

F. Catel del.

Gemählde
aus
dem häuslichen Leben
und
Erzählungen
von
Gotthelf Wilhelm Christoph Starke.

Erste Sammlung
Neue verbesserte Auflage.

Braunschweig 1805.
Bei Friedrich Vieweg.

BIBLIOTHEK COBURG

LB
Cob

Gemählde

aus

dem häuslichen Leben

und

Erzählungen.

Vorrede

zu der

verbesserten Ausgabe.

Es wär wohl überflüssig, hier über die vom Jahre 1793 bis 98 gelieferten vier Sammlungen meiner häuslichen Gemählde und Erzählungen irgend etwas zu sagen, wodurch ich die Aufnahme, Beurtheilung und Entschuldigung derselben zu bestimmen dächte. Der Umstand, daß ich diese weni-

gen Worte einer verbesserten Ausgabe derselben voran setze, erinnert mich ja, daß sie ihre Leser, Freunde und Richter schon gefunden haben.

Ich erwähne daher bloß, daß die vier Reden: Der Mann mit fröhlichem Sinne, über Erziehung zur Häuslichkeit, über die Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben, und über die Veredlung des häuslichen Lebens durch Weltbürgersinn, bey Redeübungen, welche ich als Lehrer selbst mit einem Vortrage eröffnen mußte, wirklich gehalten sind, und ihre Gegenstände deswegen

nicht mehr erschöpfen, weil sie nicht länger seyn durften.

Die Aufsätze: Sophiens Polterabend, der erste von Luisens Briefen, Morgengedanken eines Landmanns in seinem Garten, der junge Schriftsteller, und Lied eines Landmanns zum Lobe seines Weibes waren bereits 1788 gedruckt, erschienen aber schon das vorige Mahl unter diesen Gemählden und Erzählungen mit aller Sorgfalt verbessert. Mit gleicher Sorgfalt habe ich die ganzen vier Sammlungen für die gegenwärtige Ausgabe von neuem bearbeitet; und das Bewußtseyn,

wie sehr ich nach Vollkommenheit strebte, beruhigt mich einigermaßen bey der Ueberzeugung, daß zur Vollkommenheit noch Vieles fehlt. Im Junius, 1801.

G. W. C. Starke,

Fürstl. Anhalt-Bernburgischer Hofprediger in Ballenstädt und Prediger in Rieder.

Vorrede

zur

ersten Ausgabe.

Die freundliche Aufnahme, welche einige in der deutschen Monatsschrift gelieferte häusliche Gemählde fanden, hat mich allerdings zu fernern ähnlichen Versuchen, und jetzt zur Bekanntmachung einer ganzen Sammlung gereizt. Darum aber stelle ich diese Sammlung doch nicht ohne Schüchternheit und ohne die Ueberzeugung aus, daß ich

Verzeyhung für mancherley Unvollkommenheiten selbst bey denen bedürfen werde, welche durch eine Erwägung der Schwierigkeiten solcher Arbeiten zur Nachsicht gestimmt seyn möchten.

Und die Schwierigkeiten sind wahrlich nicht klein. Ich wollte nehmlich gemeinnützige Lehre und manchen Satz der Lebensphilosophie durch einfache Dichtung versinnlichen, und damit Naturschilderungen und Sittengemählde, bisweilen Entwicklung einer ganz einzelnen Gemüthsstimmung, selbst hin und wieder Darstellung des Spiels und der Sprünge einer besondern Laune verbinden. Von diesen Zwecken war mir zwar, so wie ich sehr verschiedne Formen wählte, bald der eine, bald der andre der hauptsächlichste, bis-

weilen aber hatte ich doch auch mehre derselben zugleich vor Augen. Wenn nun die Fordrungen der Kunst für jede einzelne Darstellungsart und Form schon schwer zu erfüllen sind, so muß man bey der Wahl, und bey der Vereinigung verschiedner derselben um so mehr in Gefahr seyn, dieses oder jenes Gesetz des Schönen zu vergessen, und zu übertreten. Besonders ist das Gebiet der Laune so fein begränzt, daß man leicht über die schmale Linie hinüber gleitet, und das Verzerrte für das Ungewöhnliche, das Anstößige für das Lächerliche, und das Gemeine und Leere für das Wahre und Naive aufnimmt.

Bey solchen Ueberlegungen und bey einem Blicke auf manche Unvollkommenheit

meiner Arbeiten, die ich leichter bemerken, als verbessern konnte, vermochte mich nur der Gedanke zu beruhigen, daß ich mir für meine Gemählde einen kleinen und stillen Wirkungskreis zum Ziele machte, daß ich Bilder für häusliche Zimmer und nicht Kunstwerke für Gallerien zu liefern zur Absicht hatte. Bey meiner Achtung für häusliche Zimmer, zu deren Ausschmückung mir nicht jedes Bild schon gut genug scheint, wenn es etwa bloß dem ächten häuslichen Sinne nicht widerspricht, oder nur vor den Augen der jungen Unschuld nicht verdeckt werden muß, konnte indeß jenes Ziel, das ich mir setzte, mich nicht zur Nachläßigkeit verleiten.

Wenigstens habe ich immer sorgfältig

erwogen, ob etwas nicht meine Kräfte übersteige, und mich eben daher nur an die Darstellung der mittlern und niedern und nicht höhern Stände gewagt, weil ich diese weniger kannte, als jene, und mir nicht so zutraute, ihr feineres Gepräge nachzeichnen zu können, als das schärfere der erstern. Wenigstens habe ich nirgends bequemlich Vorgängern nachgebildet, sondern überall aus eigner, und ich darf sagen, aufmerksamer und warmer Beobachtung der Natur und der Menschen und mit Antheil des Herzens gemahlt.

Das läßt mich milde Urtheile hoffen. Wär ich aber so glücklich, manchen würdigen Menschen eine Stunde unverlohrner und unbereuter Unterhaltung gewähren, oder

hin und wieder gar für die große gemeine Sache der sittlichen Menschenwürde, zu deren Beförderung die Poesie und Beredsamkeit immer mehr die Freundinn und Gehülfinn der Philosophie werden sollte, erwärmen zu können, o wie belohnt wär ich dann, wie reichlich belohnt. Im Monat Julius, 1792.

G. W. C. Starke,

Rector der Bernburgischen Schule.

Inhalt.

S.

I. Der Blumenfreund in Venstädt. (August 1790.) 1

II. Mutterliebe. (Februar 1792.) 31

III. Emilie Stormann. (September 1790.) . 37

IV. Vermächtniß des Hagestolzen Landau. (Junius 1792.) 58

V. Die Erbschaft. (December 1791.) 75

VI. Morgengedanken eines Bettlers. (December 1790.) 98

VII. Der Mann mit fröhlichem Sinne. (März 1792.) 104

VIII. Die Rettung. (May 1792.) . . . 130

IX. Mitleid. (April 1792.) 142

X. Helgers Wandrung ins Vaterland. (May 1792.) 150

S.

XI. Woldahns Wandrung ins Vaterland. (May 1792.) 166

XII. Erinnerung an Lindolds Ehebewerbung. (April 1792.) 191

XIII. Der Zahn. (December 1791.) . . . 228

XIV. Der verfallene Garten. (Junius 1792.) . 248

XV. Das Pfarrhaus in Wasendorf. (Junius 1792.) 255

I.

Der Blumenfreund in Venstädt.

Der redliche Prediger in Venstädt kam an einem warmen Nachmittage aus seinem Gärtchen hinter dem Hause, wo er einen sehr lieben Theil seiner irdischen Schätze, seine Blumen, besehen und bewundert hatte. Blumen waren seit mehr als funfzehn Jahren seine Beschäftigung in Nebenstunden, sein immer neuer Zeitvertreib, sein Spiel, das ihm nichts kostete, und dessen er nicht überdrüssig ward. So ein Spiel, so ein Zeitvertreib ist in diesem Leben der Kindheit, zu welchem Spiel zu gehören scheint, jedem zu gönnen. Es hilft den Menschen für die Geschäfte und Freuden des Lebens, gleich einer kleinen Feder in einem sehr zusammengesetzten Kunstwerke,

in größerer Spannung erhalten, macht den Gang des Lebens wie ein wohlgefügtes Harfenspiel in einer Uhr mannigfaltiger und angenehmer, ohne ihn zu hindern, und wohl dem, dessen Spielerey so unschuldig und wohlfeil ist, als die des Predigers in Venstädt. Sein ganzes Haus freute sich mit ihm über seine Blumen, und so dankte er ihnen sogar das Vergnügen, auch andre froh zu sehn. Nieckchen, seine älteste Tochter, mit dem schönen frommen Gesichte und mit dem schlanken, züchtigen Wuchse, half ihm geschäftig sie verpflegen, verpflanzen und begießen. Seine jüngern Kinder trugen ihm von allen Seiten her Blumen zu, unter welchen er, wie es zu gehen pflegt, nicht selten das für Schätze hielt, was von andern weggeworfen war; und seine treuherzige Frau hatte so geschmeidige Neigungen, daß sie sich immer den seinigen nachwanden, selbst wenn sie glaubte, sie lasse sie ihren eigenen Gang gehen, einen so lenksamen Geschmack, daß sie pries, was er lobte, schlecht fand, was er tadelte, und auszurotten befahl, was er der Stelle nicht werth hielt. Gewiß auch darum liebte er sie so von gan=

zem Herzen, denn eine gutmüthige Fügung in die Launen und Liebhabereyen eines Theuren fesselt diesen wie Blumenketten. Der Pfarrer von Venstädt war ein Mann, dem zum Glükke nichts fehlte. —

Das schien er eben zu fühlen: so heiter war er, als er aus dem Garten in die Stube trat. Da kommst du ja schon wieder, Väterchen, rief die Gattinn ihm zu, sicher war es dir noch zu heiß im Garten. Die Sonne steht aber auch noch ziemlich hoch. Ist die Knospe, die gestern am Aufbrechen war, nun aufgeblüht?

Pfarrer. Ja, Rosinchen. Und mein Liebling, die aschfarbene Nelke mit gelben Streifen, wie sie weit und breit nicht ist, hat nun schon sechs vollkommene Blumen, und drey Knospen können noch gedeihen. Der Feuerfax ist auch in voller Blüthe, so brennend hat ihn weit und breit keiner. Aber die große Knospe, auf die wir uns freuten, ist eine Platznelke geworden. Schade! sie hat sonst einen herrlichen Grund, und feine, sehr feine Zeichnung. Du mußt mir hernach einen Faden geben, den will ich behutsam darum

legen, so fällt sie doch nicht ganz auseinander.

Die Frau. Ja, Väterchen, ich will den Zwirn doppelt nehmen, so hält er desto besser. Aber — sag einmahl, warum sahst du vorhin so verdrüßlich aus, als ich dem Armen das Brot gab?

Der Prediger. Rosinchen, deine Gabe gefiel mir nicht.

Die Frau. Warum nicht, Väterchen, was hätte ich denn sonst geben sollen?

Der Prediger. Etwas weniger Sittenlehre und etwas mehr Brot.

Die Frau. Brot gab ich ihm, so viel ich geben konnte, und die Sittenlehre gab ich aus gutem Herzen obenein.

Der Prediger. Er wird aber nicht satt davon geworden seyn. Ich wollte, Riekchen wäre da gewesen, die hätte ihm ein größeres Stück gegeben.

Die Frau. Ja Riekchen! Riekchen weiß noch nicht, wie schwer es ist das Kleinste zu erwerben. In ihren Jahren war ich auch so. Da denkt man, man habe auf das ganze Leben genug, wenn man vom Tische

aufsteht; als ob man gleich stürbe, wenn alles aufgezehrt ist. Man muß doch auf die Zeit denken, in der man wieder hungern wird. Ueberlege nun, haben wir nicht seit Kurzem so viel Ausgaben gehabt? Rieckchen mußte ein neues Kleid haben, das Fähnchen ist so schlecht, als es sich auswählen ließ, und kostet doch Geld. Die kleinen Mädchen haben auch bekommen, und die Jungen brauchten neue Stiefeln. Das ist ein theures Vierteljahr gewesen. Und der wilde Bube, der Wilhelm, hat seine neuen Stiefeln schon wieder schief gegangen.

Der Prediger. Nun nun, Rosinchen, laß das gut seyn. Die Leute, die die Stiefeln so schief gehn, sind unbekümmerte fröhliche Leute, und kommen auf ihren schiefen Stiefeln auch durch die Welt, das hab ich immer bemerkt.

Die Frau. Aber liebes Väterchen, wo soll am Ende alles herkommen? Sieh nur, dein Schlafrock sieht auch schon wieder ganz betagt aus von der Gartenarbeit.

Der Prediger. Freylich, hier und da fängt er an, sich in seine Bestandtheile auf-

zulösen. Aber weißt du was, ich will mich recht damit in Acht nehmen, ich will ihn lieber beym Gießen ausziehen, so hält er noch etwas länger vor.

Die Frau. Das thue nur. Wir müssen ja freylich alles auf alle Weise zu Rathe halten und auch im Kleinen sparen. Sechs Kinder, und noch keins versorgt! Und wir werden von Tage zu Tage älter, — wenn wir stürben, wie kümmerlich würden sich die armen Kinder durchbringen müssen!

Der Prediger. (wehmüthig.) Rosinchen wir thun, was wir können, laß uns das ferner thun, und im Uebrigen traue auf den, der die Blumen kleidet!

Die Frau. Väterchen, das thue ich auch, aber man hat doch seine Sorgen. Wenn ich so bedenke, wie es mit manchem andern ist; ich weiß nicht, wie sie's machen, sie leben gut und köstlich, und werden reich dabey. Uns hat es nicht so glücken wollen.

Der Prediger. Mütterchen, wir wissen nicht, wie es mit andern ist. Sie haben ja noch nicht alle Feyerabend gemacht. Laß uns in unsere Töpfe sehen, und uns nicht um

fremde kümmern! Und was hat uns denn gefehlt? wir haben gegessen und sind nie hungrig zu Bette gegangen, wir haben getrunken, und sind satt geworden, wir haben uns gekleidet, und nie sah uns einer in Lumpen, oder in Flitterpracht, die nicht bezahlt gewesen wär, wir haben gelebt, und sind fröhlich gewesen, und wenn wir sterben, so finden unsere Kinder ein Tuch, in das sie unsere Leichen wickeln, und ihr tägliches Brot, bis sie selbst etwas erwerben können. Reich wollte uns der liebe Gott nicht haben. Wir sind auch nicht aufgelegt dazu gewesen, zum Reichwerden gehört eine ganz eigene Laune. — Und was wir Dürftigern gaben, ist recht wohl aufgehoben, und kommt den Nachkommen noch zu gute. Wohlthaten, liebes Weib, glaubs nur, sind gar oft wie Saamenkörner, die man auf ein Plätzchen streut, von welchem man eben nicht zu ärnten denkt, daß man aber nicht leer lassen mag: so ein Plätzchen trägt oft unvermuthet mehr ein, als Land, das man um des Gewinns willen bestellt.

Die Frau. Das ist wohl wahr; aber

besser ist besser. Ich habe so manchmahl meine Gedanken über Stilners in Walmersdorf. So ein schöner Dienst! und ein Paarmahl haben sie geerbt! Es ist aber auch alles im Ueberflusse da, alles so prächtig, und die Mädchen gehn immer so neu, so kostbar, daß Riekchen dagegen — —

Der Prediger. Daß Riekchen dagegen aussieht, wie eine Feldblume gegen eine Tulpe. Die Wiesenblume hat auch ihren Werth, und der verständige Arzt sucht sie wohl emsig auf, und bereitet sie zur Arzney. Laß das gut seyn. Wir wissen ja nicht, wie Stilners sitzen. Wenn wir hinkommen, so führen sie uns in die Putzstube. Und mancher hat Glanz und Herrlichkeit und Freude in der Putzstube, und Schmutz und Hunger und Noth in der Wohnstube.

Die Frau. O so ists da nicht! Nein, nein, denen glückt alles.

Der Prediger. Mit den Blumen glückt's ihnen doch nicht, die sind immer so hungrig und kümmerlich. Ich habe sie ja ehegestern gesehn, gegen meine Nelken sind die gar nichts, manche waren vertrocknet und an-

dre von den Würmern zerfressen, und alle ohne Ausnahme Krüppel. Wenn ich mein Nelkenbeet dagegen ansehe! — —

Die Frau. Aber — ihr Getreide scheffelt immer besser: ihr Flachs gibt mehr Garn: wenn die Frau Wäsche trocknet, so hat sie allemahl gutes Wetter: sie brauchen die Hand nur aufzuthun, so fällt ihnen etwas hinein. Und die älteste Tochter — das Ding ist kaum achtzehn Jahr alt, und sieht so gelb und nüchtern aus, —

Der Prediger. Rosinchen, werde nicht böse, du weißt, ich kann das nicht leiden, sonst gehe ich gleich in den Garten.

Die Frau. Nun nun, Väterchen, schmäle nur nicht. Ich habe ja wohl Ursache böse auf sie zu seyn, sie wußte ja neulich vor Hochmuth nicht, ob sie mit Riekchen sprechen sollte oder nicht. Das Ding ist aus Eitelkeit zusammengesetzt.

Der Prediger. Wie kannst du dich nun da ereifern, Rosinchen? Wenn sie nicht mit Riekchen sprechen wollte, so brauchte Riekchen nicht zu hören, und das Hören wird einem manchmahl herzlich sauer. Und ein we-

nig Eitelkeit wirst du ja einem achtzehnjährigen Mädchen nicht so übel nehmen. Kommts mir doch immer so vor, als ob du selbst in deinem großblümichten blau und weißen seidenen Kleide dir besser gefielst, als in deinem Alltagsrocke. Auch gibt es wenig Männer, die vor einem Spiegel vorüberkommen können, ohne beyläufig mit hineinzusehn. Ach! Eitelkeit ist ein Erbstück von der Eva her, und wir haben sie alle aus der nehmlichen Ursache, aus welcher wir für unsre Nacktheit eine Hülle suchen. — Oder habe ich nicht Recht?

Die Frau. Ach ja, ich mag die Eva nicht vertheidigen. Aber denke einmahl! der Rath Milder — — Riekchen hat ihn kennen gelernt, da sie im Winter der Schwägerinn in der Stadt haushielt, und erst gestern, da sie dort war, hat sie ihn gesprochen. Er ist ein gar hübscher artiger Mann, sagt Riekchen, und gelehrt, und noch nicht dreißig Jahr alt, und er kann noch einmahl Geheimrath werden, so viel macht der Fürst aus ihm, sagt Riekchen, — — und er hat zwey alte reiche Muhmen, die bald sterben, und die sind auch eine Gabe Gottes und mit Dank

anzunehmen, und ein so großes Haus, und so schönes Hausgeräth und so viel Geld —

Der Prediger. Und so herrliche Blumen, besonders Nelken! das weiß ich wohl, er soll die schönsten in der Stadt haben. Ich hätte sie längst gern einmahl gesehen, und er soll sich auch freuen, wenn man seine Blumen besieht. Aber ich dachte immer, wenn sie schöner wären, als meine, so möchte ich mit meinen unzufrieden werden. Darum bin ich lieber weggeblieben.

Die Frau. Nun denke: der Rath Milder ist seit vierzehn Tagen schon dreymal in Walmersdorf gewesen, und es soll so gut als richtig seyn, daß er die älteste Tochter heyrathet.

Der Prediger. Das wär gut für sie. Und ihr Vater könnte dann Nelkensaamen und Senker von dem Schwiegersohne bekommen. — — —

Die Frau. Sieh! so glückt es uns nicht. Bey uns noch keine Aussicht! — — Riekchen ist nun schon ein und zwanzig Jahr alt, und noch keine Aussicht — — —

Sie stockte.

Der Prediger. Noch keine Aussicht auf einen Freyer, meinst du? Rosinchen! Rosinchen! ich habe das so oft an dir getadelt, immer läufst du mit deinen Sorgen der Zeit voraus. Immer fürchtest du Mißwachs und Hagelschlag, wenn es kaum grünt und blüht. Habt ihr Weiber nicht immer Sorgen auf Sorgen! Indeß, das mag seyn. Ich weiß, daß euch Weibern Gott mehr davon beschieden hat, als uns Männern. Ich weiß, daß eure Natur selbst euch mahnt, schon für das Anstalten zu machen, was noch nicht da ist, ich weiß, daß es in der Welt, in welcher man auch Linnen braucht, seine Vortheile hat, daß ihr schon dann das Linnen anschafft, das die Söhne einmahl in der Wirthschaft nöthig haben werden, wenn die Söhne noch nicht wissen, was Linnen ist: darum lasse ich mir das Sorgen gefallen. Was geht denn aber Rieckchen bey uns ab? Sie ist gesund, wie eine Blume, und lustig, wie ein Vogel unter dem Himmel, und sehnt sich gewiß nicht aus dem väterlichen Hause. Sie hat es doch noch nie zu verstehn gegeben, daß sie gern heyrathen möchte.

Die Frau. Väterchen, das kann kein Mädchen zu verstehen geben.

Der Prediger. So? das mußt du wissen. Aber für Riekchen ist mir nicht bange, die wird schon einen Mann finden. Alle Leute sagen ja, sie wär so hübsch.

Die Frau. Das soll ihr auch kein Mensch absprechen, der sehen kann, aber die meisten jungen Männer können nicht recht sehen. Es mag wohl von dem vielen Lesen kommen. Und dann gibts andere, die ein Goldstück schöner finden, als ein Paar hübsche Augen.

Der Prediger. Das ist freylich schlimm. Ein freundliches Auge, eine frische Lippe, so wie eine fein gezeichnete Blume ergötzt ja wohl mehr, als ein verschimmelter Thaler, oder ein krummer Dukaten. Sieh, Mütterchen, so alt ich bin, so hebt und bewegt mir doch Schönheit noch immer das Herz, wie ein Hinblick auf die Jugend. Schönheit däucht mir immer ein heiterer Gedanke Gottes, seinen Menschen sichtbar gemacht, wie die Liebe eines Vaters in seinem lächelnden Antlitz. Ach, wen Schönheit nicht

rührt, der ward wohl aus hartem Stoffe gebildet! Aber man muß nicht ungerecht seyn. Schönheit macht freilich nicht satt, ein niedlicher Mund kann einen vollen Teller leeren, aber keinen leeren füllen, und wer nun einmahl lauter leere Teller im Hause hat, der muß ja etwas aufs Geld sehn. — Wenn aber auch Riekchen nicht hübsch wär, sie bekömmt doch einen Mann, den seine Wahl nicht gereuen wird. Noch nie hat sie uns Verdruß gemacht, sie ist immer so emsig, am frühesten auf, am spätesten geschäftig, und so treuherzig und gut. Ich werde sie einmahl recht vermissen, so geht sie mir bey meinen Blumen zur Hand, windet mir immer selbst das Wasser aus dem Brunnen, hilft mir pflanzen, und gätet das Unkraut aus, und begießt meine Nelken. Freylich versteht sie sich noch nicht ganz darauf; erst heute erklärte sie den Mohrenkönig für eine mittelmäßige Blume, und der Mohrenkönig ist eine rechte Nelke. Aber sie meint's doch gut. Die Töchter, die ihren Vätern die Blumen so treulich begießen, die werden ihren Männern die Kinder gut verpfle-

gen und erziehen. Glaub's nur, Riekchen ist eines braven Mannes werth.

Die Frau. Ja — aber die jungen Männer heyrathen jetzt gar nicht mehr.

Der Prediger. Der liebe Gott, der das Heyrathen zuerst eingeführt hat, wird es nicht abkommen lassen. Rosinchen traue auf den, der die Blumen kleidet!

Indem kam Riekchen aus dem Garten, und trat mit ihrem Strickzeuge in die Stube. Ein liebes, liebes Mädchen! Wohl dem, der einer solchen Gattinn gewürdigt wird, er hat mehr gefunden, als den Stein der Weisen, und zur Freude des Lebens mehr als alle Goldtinkturen. Ihre holde Rede öffnet das Herz für die Welt, ihr ermunternder Blick strömt Kraft zu nützlicher Arbeit in den Arm, ihr Kuß zaubert die Erde umher in einen Garten um, und die kleine Flamme auf dem kleinsten Heerde, von ihrer Hand entzündet, lodert hoch und lieblich, wie eine Altarflamme. Sie trat daher, süß und ehrenwerth in ihrer jungfräulichen Würde und jugendlichen Schöne, hehr und entzückend, wie das Traumbild des zuerst sich fühlenden un-

schuldigen Jünglings. Auf ihrer Stirn schwebte froher Sinn; hätte ein dichtender Mahler hellen Verstand, gutmüthige Treue und himmlische Freundlichkeit, wie sie eben von einem herrlichen Gedanken stärker glüht, in ein Ideal gedrängt, er hätte überrascht sein Ideal in ihren glänzenden braunen Augen wiedergefunden, über welche die langen seidenen Augenwimper einen unbeschreiblich sanften Schatten von Bescheidenheit warfen; auf den Wangen schimmerte Unschuld und Gesundheit, wie auf den Wangen der Harzmädchen; auf den unentheiligten Lippen schwebte Zucht und Schaam; und ihre Tracht war von sparender Häuslichkeit gewählt, von unverschrobenem Geschmack gearbeitet und von lieblicher Reinlichkeit bewacht. Es ist nun Wasser genug da, lieber Vater, sagte sie, wann gießen wir denn die Nelken? Wenn das Wasser in der Sonne etwas warm geworden ist, gegen Abend, antwortete er. Und, der Mohrenkönig und der Feuerfax muß vorzüglich bedacht werden, wollte er eben hinzusetzen, als ein wohlgekleideter junger Mann vor dem Gasthofe gegen über vom Pferde sprang, sein Roß dem Wirthe gab, und

gerade auf die Predigerwohnung zuging. Ach! der Rath Milder, er kömmt her, rief Rieckchen, und entwischte nicht, wie sich das wohl zu begeben pflegt, durch eine Hinterthür, weil sie immer so gekleidet war, daß sie ohne weitere Anstalten gesehen werden durfte. Da muß ich doch sehn, dachte die Mutter, ob ich erfahren kann, wie es mit Stilners Tochter und ihm eigentlich steht? Da muß ich doch sehen, ob ich Nelkensaamen und Nelkensenker bekommen kann? dachte der Vater; und was Rieckchen dachte, weiß ich nicht; sie ließ das Strickzeug beynahe fallen, und das Roth und Weiß ebbte und flutete so schnell auf ihren Wangen, wie wenn ein Sommerwirbel rothe und weiße Rosenblätter in einem Blumenkörbchen durcheinander wühlt. Diese inneren Bewegungen dauerten immer noch fort, als der Rath Milder sich freundlich und bescheiden angekündigt, die verschiedenen Begrüßungen empfangen, und seinen überfallenden Besuch mit der Begierde, des Pfarrers Blumen zu sehn, entschuldigt hatte. Der redliche Pfarrer fand sich bey dieser Entschuldigung zu sehr auf seinen Platz gesetzt, als daß er von

demselben hätte weichen, und, der Zerstreuung ungeachtet, in welche der Gast von Zeit zu Zeit verfiel, von etwas anderm, als von seinen Nelken hätte reden sollen. Es ward also gar vielerley von Pikotten, Bizarden und Bandblumen gesprochen; und unser Prediger prägte sich manche ihm unbekannte Benennungen tiefer ein, als die meisten Jünglinge die Kunstwörter ihrer Wissenschaft, bis der Rath Milder um einen Gang in den Garten bat. Er faßte nach der Aeußerung der Mutter, daß sie im Hause bleiben müsse, Rieckchens Hand, und bat, ihn zu leiten; der Vater ging nebenher, und setzte die angefangene Abhandlung fort, wovon der Rath nur wenig hörte: und die jüngern Kinder eilten voran, und trugen geschäftig ein Paar Töpfe mit Rosmarin, Zypressen und fingerlangen Zitronbäumchen umher, und freueten sich, als der Fremde ihre ausländischen Seltenheiten bemerkte, die sie für große Schätze hielten, und deren Gedeyhen sie bewunderten, obgleich die armen Pflänzchen eines langsamen Todes starben. Die innige Heiterkeit, mit welcher der Prediger seinen Gast an sein Nelkenbeet führte,

die Beredsamkeit, mit welcher er die Geschichte eines jeden Lieblings erzählte, die Scharfsichtigkeit, mit welcher er alle Schönheiten bemerklich machte, ist unbeschreiblich. Er hätte nicht entzückter loben, nicht geschäftiger, was er für Mängel hielt, entschuldigen können, wenn die Nelken das Werk seiner Hände gewesen wären; und der Rath Milder war viel zu gefällig, um in das Lob nicht einzustimmen, und seinen Tadel, wenn er tadelte, durch den Zusatz zu schwächen, daß es vielleicht bloß Eigensinn der Kenner wäre, daß sie manche Blume verschmähten, und so zerstreut, daß er alle übrigen Verhandlungen des Predigers kaum hörte. Es müssen ihm wohl wichtige Dinge im Kopfe herumgehn, dachten seine treuherzigen Wirthe, als er sich so früh wieder zur Abreise schickte, da er im Hause kaum eine kleine Erfrischung genossen, und sich ihren Besuch auf morgen ausbedungen hatte. Sie müssen, sagte er, nun auch meine Nelken sehn, ich schicke ihnen morgen einen Wagen, sie lassen sich ein Mittagsessen bey mir gefallen, besehen dann recht gemächlich meinen Garten, nehmen von Blumen

mit, was ihnen gefällt, und zeichnen die aus, von welchen sie auf den Herbst Senker haben wollen. Und Sie, indem er sich an Riekchen wandte, denn eine Zusage, die ich einmahl erhielt, erlasse ich nicht wieder, Sie halten doch auch, was sie mir vorhin versprachen? Sie scheinen die Blumen zu lieben; wenn Sie also nicht mitkommen, so glaube ich, Sie verachten die meinigen. Alle Einwendungen des Vaters und der Mutter, die für sich die Einladung schon angenommen hatten, wurden widerlegt, und die Entschuldigung, daß morgen Nachmittags häusliche Geschäfte Riekchens Gegenwart zu Hause nöthig machten, dadurch von dem bittenden Gaste zurückgewiesen, daß er versprach, wenn es nicht anders seyn sollte, sie bey guter Zeit nach Hause zurückfahren zu lassen. Ein allerliebster Mann! dachte der Prediger, als Milder weg war, was werde ich morgen alles sehen, was werde ich morgen alles bekommen! — Ein allerliebster Mann! dachte die Mutter, nur Schade, daß ich nicht dazu kommen konnte, ihn über Stilners Tochter in Walmersdorf auszuforschen. — Ein aller-

liebster Mann! dachte Rieckchen, und beym Andenken an ihn seufzte sie aus voller Brust, und ihr Herz schlug stärker. Die Einladung war es also, hob der Prediger an, was er dir vorhin sagte, ich dachte, er hätte von meinen Blumen gesprochen; der Feuerfax schien ihm recht in die Augen zu stechen, ich glaube, er möchte ihn wohl haben. Ich dachte, er hätte von meinen Nelken gesprochen. —

Rieckchen. Ja auch, — aber, —

Der Prediger. Ein guter Mann, offen und deutsch, ohne Hochmuth und Ziererey, und schien so viel Achtung für den Predigerstand zu haben.

Die Frau. Ein recht verständiger Mann, wie er so wirthschaftlich sprach, als von häuslichen Sachen die Rede war.

Rieckchen. Ja, und wie er gerührt wurde, als die alte Müllern und ihre lange Krankheit erwähnt ward, wie er sich erkundigte, ob sie auch Verpflegung habe.

Der Prediger. Ja, ja, ein rechtlicher Mann. Nur — seine Wunderlichkeit hat er auch.

Riekchen. Je wie denn so, lieber Vater?

Der Prediger. Denke nur, er tadelte etwas an meinen Blumen, was doch hineingewachsen ist. Die aschfarbene Nelke mit gelben Streifen, sagte er müsse heutiges Tages bloß Streifen und keine Punkte, und die rothe mit den weißen Punkten müsse nur Punkte und keine Streifen haben; das war doch wunderlich gesprochen. Die Streifen und die Punkte sind von Natur so, und also muß es so recht seyn. Heutiges Tages aber soll Vieles nicht so seyn, wie es von Natur ist, und man sieht die Folgen davon an den Menschen. Haben sich nicht vor ein Paar Jahren die Weiber mit den Außenwerken, die sie auf den Hüften trugen, und mit den Kissen, womit sie sich verpolsterten, verstellt! Verstellen sich nicht immer noch manche hübsche Mädchen für der Eltern Geld! Zerkerkern nicht manche ihre wohlgediehenen Füße in den engsten Schuhen! Verschimpfen nicht manche ihr schönes Lockenhaar! Das kommt alles davon, wenn etwas nicht so seyn soll, wie es gewachsen ist. — Die Punkte und

Streifen sind doch in die Nelken hinein gewachsen, — —

Riekchen. Er meinte vermuthlich nur, daß die Blumenkenner die Blumen lieber so hätten, wie er angab, weil sie so etwa seltner sind. Vielleicht sind sie so auch schöner.

Der Prediger. Nun das werden wir ja morgen sehn.

So ward, den Abend hindurch, noch gar vieles von dem Gaste, von dem bevorstehenden Besuche, von den Anstalten dazu, und von den Erwartungen davon, gesprochen, und Riekchen sprach und hörte so gern davon, daß sie die Rede, wenn sie auf etwas anders ableiten wollte, immer unvermerkt in den ihr lieben Gang zurücklenkte. Und das ward ihr nicht schwer, und hätte sie auch nur an das Geschäft, das morgen noch zu verrichten war, erinnern, und bemerken sollen, daß der Besuch, den man nicht habe ablehnen können, an jedem andern Tage freylich bequemer gewesen seyn würde. So rückt man, — und wähnt dabey, man thue es ganz ernstlich, — die dunklere Seite eines Gegenstandes geschäf-

tig heraus, wenn man andern, oder auch sich selbst verbergen will, wie werth er uns ist.

Daß am folgenden Morgen, als der Wagen erschien, die Mutter bereit, und Riekchen, die seit der frühesten Dämmerung gar emsig gewesen war, ihr Geschwister auf den Tag zu versorgen, und sich zu putzen, wie die Schöne eines Rosenfestes gekleidet stand; und daß der Prediger schon seinen Garten besucht und von den besten Blumen einige zur Vergleichung abgebrochen hatte, versteht sich von selbst. Daß der Rath Milder seine Gäste hoch vergnügt und freundschaftlich empfing, und sie noch mehr durch seine Rede, als durch die aufgetragenen Erfrischungen unterhielt; daß dem Prediger ganz ungewöhnlich wohl, wie unter alten Bekannten zu Muthe war; daß die Mutter mehrmals im Herzen Stilners Tochter glücklich pries; daß der artige Wirth durch die Fülle und die geschmackvolle Anordnung, die überall in seinem Hause glänzte, in Riekchens Augen nichts verlor, wenn sie gleich dachte, gewisse Wünsche wären wohl zu kühn, sie habe ja aber auch noch

nichts gewünscht; und daß man sobald als möglich in den Garten ging, läßt sich auch leicht denken. Zwey so vergnügte Stunden, als dem Prediger hier verflossen, hatte er seit vielen Jahren nicht gehabt. In tiefem Staunen stand er lange vor dem beschattenden Schirmdache, unter welchem die Nelken in üppiger Pracht hoch auf strotzten, und den Betrachter lange ungewiß ließen, was er zuerst, und was er am meisten bewundern solle! Endlich vermochte er, sich zu genauerer Musterung zu sammeln, aber er sprach wenig, denn er hatte zu viel zu schauen, zu viel zu bemerken. Nein, so etwas habe ich noch nimmer gesehen, der größte Mahler müßte doch verzweifeln, wenn er nachmachen sollte, was der Finger der Allmacht gebildet hat! Des Inhalts ungefähr waren seine Reden, und er von ihren Gegenständen so voll, daß er vom Anschauen derselben erst gar nicht scheiden konnte. Als der Wirth seine Gäste in dem ganzen Garten herumführte, blieb er, so oft sie sich dem Schirmdache näherten, von Neuem stehn, zog seine Gattinn, als der junge Mann gerade mit Riekchen in einem

Gespräche war, wieder zu den Blumen, und ließ, in die Herrlichkeit vor seinen Augen vertieft, die jungen Leute weiter gehen, und am Ende des Gartens allein auf und abwandeln. Rosinchen, rief er, wenn doch unsre Jungen hier wären! Die armen Kinder sehen nun die Pracht nicht. Oder wenn unser alter Drescher herkäme, er wunderte sich schon immer über meine Blumen, welche Augen sollte der machen! so sind meine Nelken doch nicht! nur den Feuerfax habe ich brennender, aber so groß nicht. Ich hätte nicht gedacht, daß so etwas möglich sey. Mir hat wohl manchmahl von Blumen geträumt, aber auch im Traume sah ich sie niemahls schöner. Und von allen den Blumen soll ich haben! Du hast's doch gehört, daß mir der Gärtner von allen Arten welche ausheben, und daß ich mitnehmen soll, was ich fortbringen kann? Wie werden sich die Kinder freun! So etwa hatte der gute Alte lange gesprochen, als der Rath Milder mit Rieckchen zurückkam, und seine Gäste zum Mittagsessen in das Haus führte. Wer einen so häuslichen Geschmack hatte, bis hierher fortzulesen, der

ist gewiß auch zufrieden, wenn ich von dem Essen nur sage, was sich doch am Ende auch von dem köstlichsten Essen nur sagen läßt daß es gut schmeckte, und ein Paar Stunden Zeit vertrieb.

Der Prediger fand alles vortrefflich; auch seine Gattinn, die zwar eine gute Wirthinn aber doch auch eine erfahrne Köchinn war, fand alles vortrefflich, konnte aber nicht umhin, sich selbst leise zu gestehen, daß sie wohl auch so gut kochen könne, wenn sie das Zugehörige dazu hätte; und Rieckchen und der Rath Milder aßen fast gar nicht, und wurden doch satt. Wie das zuging, zeigte sich, als die fern gewünschte Stunde des Abschieds kam.

Schon waren die Nelkenstöcke im Hause für den Prediger in Bereitschaft gelegt, und dieser hatte sie schon mehrmahls besucht, schon hatte der Fuhrmann gemeldet, daß er in einer Viertelstunde vorfahren werde, als der Rath Milder die Hand des redlichen Alten und seines guten Weibes faßte, und mit beklommenem Herzen anhub: Meine Theuersten, Sie eilen so, — und ich habe doch noch so vieles, so vieles von ihnen zu bitten.

Der Prediger. Was Sie wollen, lieber Freund. Sie möchten vermuthlich meinen Feuerfax haben, den gebe ich ihnen gern.

Der Rath. Ach Lieber, Bester, einen ganz andern Schatz! Ihre vortreffliche, innig verehrte Tochter, — — das liebe Kind wies vorhin meine Bitte an Sie; ich bitte um Ihre Tochter —

Die gebe ich Ihnen noch lieber, stammelte in fröhlicher Verwirrung der Prediger, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und die Wehmuth zuckte in seiner Stimme.

Der Rath. So hätte ich denn Alles? so wollen Sie mein Vater seyn? Und Sie, Beste, — — darf ich Sie Mutter nennen?

In entzückter Betroffenheit stammelte sie ja, konnte doch aber nicht umhin, ihr Staunen bemerkbar zu machen, da sie von Stilners Tochter in Walmersdorf gehört habe. So hat das Mährchen auch Ihre Ohren erreicht? erwiederte er. Eine Geldsache, und etwas Gefahr, bey Stilners zu verlieren, hat mich die Zeit her mehrmahls dahin gebracht. Aber weg mit diesen Kleinigkeiten! Gott! wie bin ich so glücklich! so glücklich! —

Hier stockte seine Zunge, aber sein Blick redete weiter, und seine Hand gleitete sanft über Rieckchens Wangen, ihre Thränen zu trocknen. Die beyden Alten sahen sich wegen Stilners bedeutend an, und darauf sprach der Vater also: „Nun Gottes reichen Segen über euch, mein Sohn, meine Tochter, daß ihr gut und gesund seyd, und daß die Freuden um euch herblühn, wie ein volles Blumenbeet!“ — Alle Arme öffneten sich hier zu den liebevollsten Umarmungen; und die überseelige Wonne des jungen Paares bey dem ersten Kusse, bey der ersten Umarmung, in welchen der schönste Morgen von Lebensfreude in ihren Seelen und Herzen aufging, will ich mahlen, wenn — ich mahlen gelernt habe, wie im Frühlinge das begeisternde Morgenroth aufglimmt, und den Thau und die Blüthen und alles umher in rosigem Lichte badet.

Die Alten fühlten verjüngt bey dem Entzücken ihrer Kinder, was sie am Tage ihrer Verlobung gefühlt hatten, sie hielten sich lange herzlich umfangen, ihre Freudenthränen flossen in einander, und mit einem Händedrucke sagte der Greis halb leise zu seinem redlichen

Weibe: „Siehst du, Rosinchen, der Herr macht es wohl mit uns! Gott versorgt unser Riekchen und giebt uns Stützen für das Alter. Der Name des Herrn sey gelobt! Habe ich nicht Recht, wenn ich immer sage, traue auf den, der die Blumen kleidet?“

II.

Mutterliebe.

Einfach und herzlich sey meine Rede von Clementinens Mutterliebe. Für wen bedürfte Mutterliebe großen Preises, damit er gerührt werde? wen hat sie nicht im Leben willkommen geheißen? wen nicht an ihre nährende Brust geschmiegt? über wessen Wiege hat sie nicht freundlich gelauscht, wessen Schlummer nicht bewacht, an wessen Krankenlager nicht den Schlaf vergessen, wem nicht Freude mit ihrer Sorge erkauft, wen hat ihre Flamme, in welcher Gottes Athem waltet, nimmer erwärmt? wer hat nimmer trunken gestammelt, wie soll ich dir danken, von der ich alles empfing, der ich nichts als Thränen geben kann? Einfach und herzlich sey meine Rede von Clementinens Mutterliebe.

In einer Ebene Italiens zwischen duftenden Limonienwäldern beglückte die gute Clementine in einem einsamen Häuschen einen Mann und drey Kinder mit unaussprechlicher Liebe. Sie gab ihrem Gatten mehr durch ihr Herz, als die Natur ihm gab durch die Reize, die in braunen Locken ihr Antlitz umspielten und aus ihren schwarzen Augen lächelten, sie that für ihre Kinder mehr durch bildende Pflege, als einst durch die Geburt in das Leben.

Eines Tages hatte sie von der Dämmerung des Morgens an bis zum sinkenden Abende, indeß ihr Gatte in Geschäften entfernt war, gearbeitet, und ohne nur einmahl an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer Kleinen erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit trat sie in die Thür der Hütte und schaute mütterlich sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleinern Schwester Franziska an einem Lorbeergesträuche im Schatten von Olivenbäumen spielte.

Befriedigt eilte sie zurück in die reinliche

Stube, besetzte den Tisch mit dürftiger doch wohlschmeckender Kost zum Abendessen, hing mit lächelndem Gesichte und verhaltnem Athem lange über der Wiege, in welcher ihr Säugling mit glühenden Wangen und hörbaren Athemzügen des Schlafes genoß, und ließ sich dann behutsam auf einem Schemel neben der Wiege an ihrem Rade nieder.

Die Stille umher, das sanfte Schnauben des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines schwülen Lüftchens, das im dichten Rebenlaube vor dem Fenster flüsterte, der Gesang einer Schwalbe unter dem Dache, und vor allem die Ermüdung von langer Geschäftigkeit führte einen Schlummer herbey, der ihr unvermerkt die Augenlieder zu schließen begann. Aber schnell raffte sie sich auf, ich darf nicht schlafen, dachte sie, Franziska braucht ein neues Kleidchen, rieb die schweren Augen, — Gott wie oft und gern jagt eine Mutter für ihre Kinder den Schlaf von den Wimpern! — und dann drehte sie ihr Rädchen so hurtig, so eifrig, als sollte das Garn zu Franziska's Kleide noch heute gesponnen seyn.

Plötzlich schreckte ein jähes Angstgeschrey ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte, sahe mit Beben, wie er die zitternde Franziska herbey führte, und hörte seinen Ruf: Mutter sieh, wie Franziska's Hand blutet! eine Natter hat sie gebissen. Ach Franziska! meine Franziska! eine Natter! Gott warum ließ ich hier spielen? Hülfe! Rettung! das war alles, was sie mit verschlungenen Armen ächzte, das war es, was sie einem eben vorüber eilenden Manne in gebrochnen Worten stammelte.

Junges Weib, sagte der Wandrer, ich kann nicht weilen, mein Vater liegt in jenem Dorfe todeskrank, auch habe ich nur einen Rath, seht, wo ihr einen Hund bekommt, der ihr das Gift aus der Wunde saugt, aber geschwind! — sonst weiß ich nichts.

Mit diesen Worten gieng der Mann vorüber, und Clementine taumelte, wie von jähem Schwindel überfallen, und die Verzweiflung zuckte in ihrem blassen Gesichte. Doch nach einem Augenblicke ward ihr Antlitz heiter, sie erhob sich schnell, wie wenn man Rettung sieht. Ein Hund das Nattergift aus ihrer

Wunde saugen? sagte sie; das wird ein Hund nicht thun, aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es: Und hastig zog sie ihre Tochter an sich, als ob dieselbe an einem Abgrunde stünde, die Lippen auf die Wunde, und sog, und sog so innig und so lange, als könnte sie Kraft und Leben aus der Wunde saugen.

Indem sahe Antonio den Vater sich nähern, stürzte ihm entgegen, und erzählte was geschehen war, und was die Mutter thue. Vor Entsetzen erbleichte der gute Mann und wankte, und hielt sich an dem nächsten Baume. Was machst du Vater? rief der Knabe, und sprang auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaßte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er jetzt erst an des Vaters Stab gebunden erblickte und stammelte: ach die Natter war es, ja so eine Natter hat unsre liebe Franciska gebissen!

Nun Gottlob, Gottlob, jauchzte der Vater, das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die Niemanden tödten kann. Mit nassen Augen erreichte er die Hüt-

te, umfaßte die Tochter mit der Mutter, schloß sie lange an seine Brust, und rief mit trunkner Freude: Böses, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! aber Gott sey Dank! die Schlange war nicht giftig, der Herr sey gepriesen, wir bleiben noch beysammen. Deine Mutterliebe werde ich nie vergessen, und keins von deinen Kindern wird sie je vergessen, und diese Hand, deren Wunde deine Lippen heilen wollten, wird einst gewiß dein graues Haar mit Rosen und mit Myrthenkränzen schmücken.

Hand in Hand traten nun die Gatten von ihren Kindern begleitet in die Stube, durch deren Fenster eben die sinkende Sonne den einladenden Tisch mit dunklem Glanze röthete, und der Säugling in der Wiege sahe sich mit hellen Augen ruhig um, und lächelte den glücklichen Eltern entgegen.

III.

Emilie Stormann.

Nebst einer Rede über alte Jungfern.

Im Herbste, um die Zeit, wenn die Blätter gelb und roth und die Pflaumen welk werden, wenn die weißen Faden in der Luft hinfliegen, wie Haare eines Greises, war ich in einer sehr gemischten Gesellschaft. Da waren Männer und Frauen, Mädchen, junge Herren, ein Paar Neuverlobte und drey alte Jungfern. Am wichtigsten in der ganzen Gesellschaft waren mir die beiden Zärtlichen, die eben im Vollmonde ihrer Liebe an einander nichts als Holdes und Glänzendes bemerkten, und darum wie alle Liebende, für den Menschenbeobachter einen lehrreichen, und für den

Mitfühlenden einen bewegenden Anblick gaben; — und nächst diesen die drei alten Jungfern. Denn an alten Jungfern ist wegen der eignen einsamen Plätzchen, die sie auf der großen Weltbühne einnehmen, beynah eben so viel Merkwürdiges wahrzunehmen, als an Menschen, die vom Sturme verschlagen, lange einsiedlerisch auf Inseln lebten. Zwey von ihnen waren ganz gewöhnliche alte Jungfern. Die eine hatte ein männliches Gesicht und eine starke Stimme; die zweite war so alt und bunt zugleich gekleidet, daß sie einen Eindruck machte, wie ein Scherz, der vor funfzig Jahren neu war, und weil sie sich in ihrem ganzen Leben mit dem Denken nicht viel geplagt, und folglich eben nicht darauf geachtet hatte, daß die Zeit verschwand, so hielt sie sich in ihrer Unbefangenheit für jung, und lispelte, wenn es ihr einfiel! Aber die dritte, Emilie Stormann, war ein so würdiges Mädchen, daß nur Gecken sie über die Schulter ansahen, ihr Urtheil war so treffend und verständig, daß denkende Männer von ihr lernen konnten, und fesselte sie auch das Auge nicht mehr durch seine Gesichtszüge, so machte ihr feines Ge-

fühl sie doch dem empfindenden Herzen liebenswürdig. Diese drey alten Jungfern schienen ein Drama in einem Drama aufzuführen, so abgesondert von den übrigen spielten sie ihre Rollen. Denn die Männer hatten mit ihren Verhandlungen von öffentlichen Angelegenheiten so viel zu thun, daß sie sonst nichts hören und sehen konnten, und wirklich war es auch keine kleine Arbeit, die Verhältnisse der Landesherren zu ihren Unterthanen aufs Reine zu bringen. Die in herrschaftlichen Diensten standen, sprachen für die Landesherren, die Unabhängigen für die Unterthanen, und die meisten schlugen sich am Ende auf die Seite des Wirths. Die Frauen sprachen von Wirthschaftsgeschäften, und zu solchen Gesprächen können bekanntlich alte Jungfern, gegen die Weiber gerechnet, meistens in dem Maße weniger ihren Beytrag geben, als ihre Töpfe und Schüsseln kleiner sind, als die der Frauen, die einen Mann und Kinder und Gesinde zu speisen haben; oder sie redeten von Sachen, von welchen eine alte Jungfer nicht mitsprechen mag, weil sie eine alte Jungfer ist. Auch bey den jungen Mädchen hätten die drey Ein-

samen ihre Rechnung nicht gefunden. Denn die Kälte zwischen alten und jungen Mädchen ist gewöhnlich eben so groß, als bey jenen der Wunsch: daß doch nicht alles so flüchtig gewesen wär! und bey diesen: daß doch nicht alles so geschwind vergehen möchte! Ueberdieß war jeder Zugang zu dem schönen Kreise längst von den jungen Herren besetzt, die es für ausgemacht zu halten schienen, daß jener bloß für sie da sey, wie denn viele junge Herren überhaupt leicht glauben, daß etwas nur ihretwegen sey. Das Brautpaar endlich war mit sich selbst vollauf beschäftigt, und so blieb den alten Jungfern nichts übrig, als ein etwas einförmiges Gespräch unter sich, das, von zwey Seiten her nicht selten durch Gähnen oder durch Blicke im Zimmer herum unterbrochen ward, in welchen die Bemerkung ziemlich lesbar war, daß sie wohl gar vernachläßiget würden. Gar oft sahen sie auch nach den liebenden Verlobten, und wenn der zärtliche Bräutigam seinem blauäugigen Mädchen die Wangen strich, oder das Kinn hielt, oder die Hände küßte, oder an den blonden Locken immer etwas zu verder-

ben hatte, so blickte die Jungfer mit der starken Stimme und die mit dem wunderbunten Kleide so aufmerksam hin, als ob sie den Vorgang für wichtig, und beyde machten Mienen dazu, als ob sie ihn für kindisch oder unnöthig hielten. Nur die Jungfer Stormann zeigte dabey in den Augen, die sich immer schnell wieder anders wohin wandten, als ob sie nicht stören oder nicht belauscht seyn wollten, eine Innigkeit, die mich und meinen Freund, den Bräutigam, recht herzlich rührte. So verging die Zeit, bis nach der Mahlzeit, bey welcher weiter nichts Merkwürdiges vorfiel, als daß man aß und trank, um Pfänder gespielt wurde, wobey die alten Mädchen mit in der Reihe saßen und zusahen. Vermuthlich hatte einer und der andre die richtige Bemerkung gemacht, daß Pfänderspiele in Gesellschaften nicht rathsam sind, deren Mitglieder am Spiele nicht gleichen Antheil nehmen können oder sollen oder mögen, weil unter solchen Umständen einige sehn, daß sie für überflüssig gehalten werden, indeß andere in manche Herzen mit Blicken dringen, die nicht jedem gelegen sind. Kurz, es wurden andere

Unterhaltungen vorgeschlagen, unter welchen man das bekannte Vergleichungsspiel wählte. Meine Leser werden wissen, daß sich dabey die Gesellschaft in einen Kreis oder in eine Reihe setzt, und daß jedem von seinem Nachbar auf beiden Seiten etwas in das Ohr gesagt wird, das er dann mit einer an den ihm zugetheilten Dingen bemerkten Aehnlichkeit und Verschiedenheit laut angeben muß, und — beyläufig gesagt — das Spiel ist so übel nicht, weil es den Witz übt, und oft Anstrengung fordert, wenn eben zwey ungleichartige Gegenstände zu vergleichen sind, wie etwa ein Habicht und ein berühmter Eroberer, ein Haase und ein Herr aus der Gesellschaft, und so weiter.

Das Spiel war schon ein ziemlich Weilchen gespielt, als der Bräutigam zu meinem Schrecke ankündigte, daß ihm eine welke Pflaume von der einen, und eine alte Jungfer von der andern Seite gegeben sey. Die ganze Gesellschaft ward aufmerksam auf die Vergleichung: die alten Jungfern sahen betroffen aus, und ich bemerkte deutlich, daß der Jungfer Stormann Kinn und Unterlippe zuckte, wie wenn man das nahe Weinen des Unmuths verdrängen will. Die jungen Mädchen lächelten fast alle leicht-

sinnig, nur ein gutes Kind mit Taubenaugen ward roth, sah vor sich hin und zerrieb das Band an der Schürze. Den meisten jungen Herrn sprach aus allen Zügen die Erwartung, ob der Redende wohl eben so witzig seyn werde, als sie in seiner Stelle seyn würden. Ich selbst preßte vor Verlegenheit die Zehen in den Schuhen, und es lief so kühl mir über den Leib, als wenn man jemanden in einen sauren Apfel beißen sieht; und die Braut drückte sich auf dem Stuhle so ångstlich, als ob ein Pistol abgefeuert werden sollte. Wie bôse war sie auf sich, daß sie gerade auf einen Teller mit Pflaumen sehen mußte, als sie etwas geben sollte: wie viel mehr zürnte sie auf des Bräutigams zweyte Nachbarinn, daß sie muthwillig zu verschenken wagte, was sich selbst nicht verschenken zu wollen so gern das Ansehen hat! Bedeutend drückte sie dem Lieblinge die Hand, und es war wenigstens nicht der erste Druck der Hand, der solche Wirkung hatte, wenn ihn dieser zu der Schonung stimmte, mit welcher er sagte: „Ich habe nach dem Gesetze des Spiels eine welke Pflaume und eine alte Jungfer zu vergleichen. Beide Gegenstände sind einander ähnlich in der

vorzüglichen Reife, bey der einen ist Reife der Säfte, bey der andern Reife des Verstandes. Beyde Gegenstände sind aber auch verschieden, eine welke Pflaume verschmäht mancher, aber eine verständige alte Jungfer schätzt, wer vernünftig ist." — Alle Gutgesinnten waren damit befriedigt, einige Mädchen rümpften die Nasen, nur das gute Kind mit dem Taubenaugen sahe wieder auf und zerrieb das Band nicht mehr, die meisten jungen Herren machten Mienen, als ob sie das für sehr dumm hielten, und die Braut belohnte ihrem Freunde die wenigen Worte mit einem Blicke der Liebe, welcher auch für eine bedeutendere Rede hinlänglicher Dank gewesen seyn würde. Die alten Jungfern aber schauten mit einem Selbstgefühl umher, welches die eine mit der starken Stimme durch einen sehr vernehmlichen Lobspruch, die andre durch einen zierlich zusammengedrückten Mund und eine abgemessene Verbeugung, und Emilie Stormann durch ein plötzlich erheitertes Gesicht verrieth, in welchem Kinn und Unterlippe wieder zuckte, wie wenn man das Lächeln der gereizten unschuldigen Selbstzufriedenheit verbergen will. Damit endigte sich ein

Spiel, das nicht leicht lange gespielt wird, und ein anderes ward nicht angefangen, weil die beyden ersten von den alten Mädchen anhuben, sich der Gesellschaft zu empfehlen. Es war noch gar nicht spät; aber alte Jungfern legen sich gewöhnlich früh zu Bette, und weil das Abschiednehmen einmal so im guten Gange war, so gingen auch die übrigen. Die jungen Männer begleiteten die jungen Mädchen nach Hause, und hatten sich eben vor der Wohnung des einen wieder zusammengefunden, als ich mit dem Bräutigam, der auf das süße Lebewohl von seiner Braut recht sanft zu schlafen hoffte, an ihnen vorüber gehn wollte. O schön, rief der uns zu, vor dessen Hause wir standen, Sie müssen auch noch zu mir kommen; die andern Freunde haben es schon zugesagt, wer könnte jetzt schon schlafen! — und er drang zu ungestüm in uns, als daß wir es ihm hätten abschlagen können. Weil seine Erwählte heute recht freundlich gegen ihn gewesen war, so lachte ihm die Lust aus allen Mienen, und weil er in den Jahren stand, in welchen man sehr reich ist, und immer Wein voll auf hat, so mußten noch einige gute Flaschen geleert werden.

Dabey kam es denn, im Scherz und Ernste, zu einem Gespräche — über alte Jungfern, welches die Erinnerung an den erzählten Vorgang beym Spiele natürlich herbeyführte. Ich lasse alle Zwischenreden und Einwürfe weg, und spreche nur nach, was mein Freund sagte, so gut ichs jetzt noch weiß.

„Meine Herren, redete er, ein Urtheil über alte Jungfern, mag es nun einer Lobrede oder einer Vertheidigung ähnlich sehn, kann wohl nicht unverdächtiger mitgetheilt werden, als von dem Munde eines Verlobten, dessen Braut keine alte Jungfer ist. Ganz frey gesteh' ich daher, daß ich heute Anlaß zu schmerzlichen Empfindungen bey der Bemerkung fand, daß es bey allem Arbeiten zur Verbesserung des Zustandes der Menschen noch allenthalben manchem so schwer gemacht wird, so glücklich zu seyn, als er seyn kann, weil gar viele nicht so gegen ihn sind, als sie seyn sollten, daß man es sich angelegen seyn läßt, so manchen auf seiner Bahn nicht in Frieden wandeln zu lassen, so manchen zu necken, weil er einen unschuldigen Weg geht, den er gehn will, oder gehn muß, daß man es lächerlich findet, daß eine alte Jung-

fer eine alte Jungfer ist. Und doch dächte ich, der Zustand einer solchen müßte eher jede andere Regung, als die zum Lachen bewirken. Denken Sie sich's nur lebhaft, wie es ist, wenn man eine alte Jungfer ist? Eine alte Jungfer ist so allein, und es ist nicht gut, allein zu seyn; es ist so eng um sie her, und ein thätiger Mensch hat es doch gern ein wenig weit; so still, und man hört doch so gern das Weben des Lebendigen um sich; so einförmig, und man hat es gern ein wenig bunt: so kalt, und Wärme ist doch so liebreich; sie muß sich fast immer selbst helfen, und wechselseitige Hülfe ist doch nöthig und süß. Sehn Sie eine solche nur auf einem schlüpfrigen Boden, sie wankt und fällt, und niemand hilft ihr auf, und muthwillige Buben stehn von fern und lachen darüber. Sie mag thun, was sie will, so achtet man nur selten darauf. Sie empfindet, und jeder empfindet, nach dem Platze auf welchem er steht; weil sie nun in einem entlegnen Winkel das Ihrige fühlt, so versteht man sie nicht; sie beurtheilt die Welt, wie sie sich in ihrer Zelle ihr abgebildet, und man vernimmt ihr Urtheil nicht: sie spricht, und man überhört

sie; sie ist fromm, und man meint, sie habe weiter nichts zu thun; sie schläft, und man denkt, das muß so seyn, sie erwacht, und niemand bietet ihr einen guten Morgen; sie stirbt, und man erfährt es nicht. Vergleichen sie damit das Loos einer alten Hausmutter, die man hochachtet, wie einen fruchtbaren Baum im Garten, dem man so gern die Stelle gönnt, weil viele von den Bäumen umher seine Kinder und Kindeskinder sind, unter welchem sich alles, was groß im Hause ist, so gern auf die Rasenbank setzt, nach welchem alles, was klein im Hause ist, so emsig hinläuft, weil seine reifen Früchte locken. O ein altes Mütterchen giebt einen lustigen und rührenden Anblick, wenn es da sitzt, ehrbar und freundlich, und im Kreise von Söhnen und Töchtern, im Gewimmel von Enkeln und Urenkeln gleichsam den Vordergrund auf dem Gemälde beynahe eines ganzen Jahrhunderts füllt! Ach, so eine alte Mutter ehrt jeder, denn jeder denkt gleich, es müsse ihr sauer geworden seyn, eine alte Mutter zu werden, indeß vielleicht nicht einer überlegt, ob es einer alten Jungfer nicht auch sauer geworden ist, eine alte Jungfer zu werden.

Hat so eine alte Großmutter noch einen alten Mann, o so ist sie dem alles, denn sie that so vieles für ihn, sie thut noch so vieles für ihn, und er hat es ihr schon lange erlaubt, auch manchmahl für ihn zu denken. Sie ist ihm alles, denn daß sie nicht mehr schön ist, das sieht er ja nicht, und wenn er es sieht, so ist er herzlich zufrieden, wenn sie nur ihre Schuld an häuslichen Tugenden abträgt, denn er erinnert sich noch wohl, wie sie in Absicht der äußern Reize in ihrer Blüthe alles voraus bezahlte: o er liebt sie wohl anders, aber nicht minder, als da sie sein junges Weib war, denn er hat in ihr aus der Hand der Liebe eine Freundinn bekommen, und aus seinem süßen Kinde ist sein gutes Mütterchen geworden. Sanft und ruhig schleicht sie mit ihm hin, und zwei Alte kommen doch immer besser fort, als Ein Alter; denn wenn der Weg uneben wird, so bietet der graue Mann ihr seinen Arm oder seinen Stab: wenn es schlüpfrig ist, so faßt er sie an, und fällt lieber mit, als daß er sie allein fallen läßt, aber es wird wohl keiner fallen, denn Kinder und Kindeskinder

gehen vorher und brechen ihnen die Bahn. Das alles, meine Herren, muß eine alte Jungfer entbehren, und darum bitte ich Sie, so sehr ich kann, um Achtung für die alten Jungfern. Es ist ja natürlich den zu achten, der sehr viel entbehren muß. Einen grossen Mangel, wo er sich uns zeigen mag, verehren wir ja mit Recht als eine Vollmacht Gottes, auf einen öden Platz eine Hütte zu bauen. Ich bitte Sie um Achtung für die alten Jungfern, die solcher Fürbitte bedürfen. Denn für manche werden wohl köstliche Mahlzeiten, die, auch von alten Händen gegeben, gut schmecken, oder Schätze, die von alten Händen so sicher bewahrt werden, noch beredter sprechen: ich bitte Sie um Achtung für alle, welche Achtung oft mehr schätzen, als man glaubt. Sagen Sie mir nichts von den ärgerlichen Fehlern, die Sie hier bemerkt haben wollen, ich will sie ihnen zugeben, ich mag nicht läugnen, daß es auch hier Runzeln im Herzen und im Gemüthe gibt, welche man verabscheut, indeß man sich bey den Runzeln auf der Haut nur seiner Sterblichkeit erinnert; aber sie wissen ja, daß jene

Runzeln sich auch mit dem jüngsten Gesichte vertragen. Sagen Sie mir nichts von den Eigenheiten, von den lächerlichen, auch wohl ernsthaften Besonderheiten der alten Jungfern. Welcher Stand hat die nicht? O wir gehn zu dicht an unsre Verhältnisse gedrängt durchs Leben, als daß diese nicht ein kenntliches Gepräge auf uns lassen sollten, und wahrlich der war sehr geschmeidig, der sich so leicht durch sie hinwand, daß er ihre Spur nicht an sich trägt. So ists vom Höchsten bis zum Niedrigsten; so ists mit Dichtern, und mit Schneidern und mit Hagestolzen. Ein Dichter, dem man es nicht gleich anhört, daß er dichten kann, ist zuverlässig mehr als bloß Poet; ein Schneider, dem man es nicht gleich ansieht, was er ist, ist sicher kein gemeiner Schneider: und ein Hagestolz, den nicht von den grauen Augenbraunen an bis zu den Füssen mit oder ohne Kamaschen, alles kenntlich macht, der wäre wohl werth, kein Hagestolz zu seyn. Warum wollen Sie es denn nun den alten Jungfern so verargen, wenn sie ihre Schwächen haben, da ihnen die großen Mittel zur Veredlung, Verhältnisse der Gattin

und Muttersorgen, fehlten; warum wollen Sie es denn ihnen verargen, wenn man sie nicht verkennen kann, da zumahl die meisten unschuldig dazu kamen? Denn das behaupte ich, vielen ist es nicht zuzurechnen, daß sie alte Jungfern werden. Ich will damit den Eigensinn, der von sich scheuchte, die stachlichte Sprödigkeit, an die sich der nicht wieder wagte, der einmahl von ihr verwundet ward, den kindischen Flattergeist, der lieber einen faselnden Gecken beherrschen, als mit einem verständigen Freunde verständig umgehen wollte, nicht rechtfertigen. Ich will die Thorheit, die den Gründling wegwarf, weil sie meynte, es müsse wohl ein Karpfen an ihre Angel kommen, die Unbilligkeit, die von dem Gatten alle Vollkommenheiten forderte, weil sie keine Lust oder Kraft fühlte, die fehlenden zu ersetzen, die Romanensucht, die es träumerisch vergaß, daß ihre Lieblingsbücher für Haus und Küche keinem nützen, als etwa den Männern, die sie schrieben; ich will diese und alle andern Unholde, die gewöhnlich voraushüpfen, und gaukeln und braussen, wenn eine alte Jungfer kommen will, so wenig leugnen als vertheidigen. Darum aber

sind doch immer viele so unschuldig daran, daß sie alte Jungfern wurden, als manches Blümchen auf einem einsamen Hügel, oder in einem schattigen Walde, daß es blühte, ohne daß jemand es sah; daß es welkte, ohne daß jemand dachte, du hast auch geblüht; so unschuldig als manche Rebe, die schön aufwuchs und nicht fand, woran sie sich halten konnte. Warum das in der Welt so ist, das können andere besser erklären, als ich. Ich habe mich immer damit getröstet, daß alles nicht bloß für den Ort und für den Augenblick der Blüthe blühet: — aber das ist doch begreiflich, daß das Blümchen, das so im Verborgenen duftete, eine recht süße Blume, daß die Rebe, die nicht recht dazu kam, ihr Gutes zu thun, eine sehr edle Rebe seyn konnte. Und endlich, meine Herren, denn ich sehe, daß die alten Jungfern das Unglück haben, lange Weile zu machen, was ich aber dießmal ganz allein zu verantworten habe, wie wär es, wenn manche ihren Stand aus Gründen wählte, die man Lebensweisheit nennen würde, wenn sie in einem Buche stünden? Wie wär es, wenn manche ihren Stand durch eine Handlung erkauft hätte, die Sie,

als das junge Mädchen sie wagte, eines Rosenfestes würdig erklärt haben würden, deren natürliche Folge doch also wohl keine Verachtung verdienen kann? Sie lächeln, und ich kann sie überzeugen. Sie kennen die Jungfer Stormann. Ich wußte, daß ich mit ihr in Gesellschaft seyn sollte, und das gab heute früh im Hause meiner Braut Gelegenheit, von ihr zu reden. Da ließ die Mutter meiner Braut mich eine Abschrift von einem Briefe nehmen, den sie vor mehr als dreyßig Jahren von ihr erhielt. Hören Sie nur:

Liebes Minchen,

„Ich habe dir ein gepreßtes Herz auszuschütten, ich habe bitterlich geweint, und ich muß kämpfen, daß es meine alten guten Eltern nicht sehen, und doch sind die Thränen jetzt fast immer bey mir auf dem Wege, da kommen sie schon wieder, und sie fließen, denke nur, sie fließen um einen Mann. Du weißt, wie wenig Ueberwindung bis hieher nöthig war, meine Hand den Männern, die darum warben, zu versagen, und bey meinen Eltern die feste Mey-

nung zu erregen, daß ich nimmer heyrathen möchte. Dießmal aber, dießmal gilt es den braven Walter, und es hat Kämpfe, harte Kämpfe gekostet! Ehegestern habe ich ihm alles entscheidend abgeschlagen, und da ward zugleich das Loos über mich geworfen, nun gewiß für immer ledig zu bleiben. Zwar sagte mir mein guter Vater und meine treue Mutter, daß ich Freyheit hätte zu thun, was ich wollte, aber sie sagten es mit Aeußerungen, in welchen ihre Erwartung sehr bestimmt sich zeigte. Wie hätte ich diese Erwartung täuschen können? Und wer hätte auch meine alten Eltern verpflegen sollen? Folgen konnten sie mir wegen des Amtes meines Vaters nicht, und sie haben Hülfe so nöthig! Wer hätte ihrer warten sollen, wer hätte sie, wie ich, stützen können? — Besonders meine fromme Mutter! Denn ich muß dir nur sagen, was ich bisher verschwieg, um alle deine etwanigen Einwendungen mit einemmahl abzuschneiden. Die arme Mutter leidet schon seit einiger Zeit von einem Krebsschaden an der Brust, und da siehst du wohl, daß sie die verbindende, behutsame Hand einer Tochter nicht entbehren kann. Gott mache meine

Hand nur recht sanft, daß sie keine Schmerzen macht, und lasse, was sie thut, gedeyhen. Nun wirst du wohl begreifen, daß ich nicht heyrathen kann. Ach! die gute Mutter, an ihre Leiden will ich denken, wenn mir gewisse Gedanken durch den Kopf fahren, damit ich sie verbanne. Jetzt kann ichs noch nicht recht, die Augen stehen mir schon wieder voll Thränen, und ich sehe das Papier vor mir wie durch einen Flor. Lebe wohl, und schicke mir bald einen Brief, der Muth macht. Lebe wohl." —

Sie scheinen für die Jungfer Stormann zu empfinden, meine Herren, und es wundert mich, daß Sie das nicht schon längst thaten. Denn wenn Sie auch nicht wußten, was Sie jetzt erfahren haben, so war es Ihnen doch nicht unbekannt, daß die Edle seit dem Tode ihrer Eltern, seit dem sie hieher in die Stadt gezogen ist, immer von Zeit zu Zeit ein armes Mädchen erzogen und recht trefflich gebildet hat. O Gute, gute Emilie Stormann, frommes graues Mädchen, die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich an dich denke, und mein Herz schlägt höher, und ich werde befestigt in dem Glauben an Menschenwürde, und nenne

dich einen Engel mit einer Inbrunst, mit welcher gewiß nur selten eine zwanzigjährige Schöne so genannt wird. Gute Emilie Stormann, frommes, graues Mädchen, ist dein Kuß auch nicht so süß, als die Umarmung der blühenden Huldinn, so würde ich es doch für große Ehre halten, wenn du mir einen Kuß gäbest, und wenn du einst entseelt im Sarge liegst, und man die kalten Hände über die unentweihte Brust gelegt hat, gute Emilie Stormann, so will ich hingehen an deinen Sarg, und herzlich weinen, wenn keine Verwandte umher stehen und weinen, und will dir eine jungfräuliche Krone von Mayenblumen und Vergißmeinnicht auf das Haupt setzen: und ich denke, die Krone soll nicht schlechter stehen in dem silberweißen Haare, als der Rosenkranz in den braunen seidenen Locken der jüngsten unschuldigen Jungfrau."

IV.

Vermächtniß des Hagestolzen Landau.

Ein Seitenstück zum Vorigen.

Der ehrliche Hagestolz Landau starb im ein und neunzigsten Jahre, und es ging bey seinem Tode und seinem Begräbnisse so ruhig und gemach zu, als es in seinem ganzen Leben gegangen war. Nach seiner Anordnung ward alles, was für die Erlaubniß todt zu seyn, entrichtet werden muß, sechsfach bezahlt. Seine vieljährige Haushälterinn hatte gleich nach seinem Verscheiden geweint, und als er begraben ward, gab sie sich Mühe, noch einmahl zu weinen. Sein Neffe und Erbe pries des Verstorbenen Biedersinn, Mäßigkeit und Ordnungsliebe, und wünschte sich desselben dau-

erhafte Gesundheit, über welche er sich schon immer recht herzlich gewundert hatte, und von seiner Beerdigung gingen die Begleiter nach Hause mit einer Stimmung des Innern, wie sie zu seyn pflegt, wenn alles so ist, wie es seyn muß.

Zur gewöhnlichen Zeit ward sein letzter Wille geöffnet. Er hatte in demselben seine Aufwärterin so reichlich bedacht, daß sie ihn laut segnete, und noch einmahl weinte, vier tausend Thaler zur Ausstattung armer Mädchen ausgesetzt, und das übrige mäßige Vermögen, bis auf ein kleines Vermächtniß an Hüllfelds, eines weitläuftigen Verwandten Kinder, seinem Neffen zugesprochen, für welchen noch folgendes Schreiben beygelegt war:

„Mein lieber Neffe,

Die Zeit nahet heran, ich fühle es, daß ich hingehn soll aus der Stille meiner Einsamkeit zur Stille des Grabes. Ich habe mein Haus beschickt, und bin nun bereit, meinen letzten Schritt geduldig zu thun und ziemlich befriedigt. Ziemlich befriedigt, sage ich, denn ganz bin ich es nicht. Es fällt mir oft ein,

daß man mich hintragen wird, ohne daß einer wünscht, mich zurückhalten zu können, und daß von allen Augen, die auf mein Grab schauen, nicht eines Thränen netzen werden. Es mag freylich den Abschied verbittern, wenn man denkt, daß andere uns kummervoll nachseufzen, aber es schlägt doch auch nieder, wenn man weiß, daß niemand um uns weinen mag. Glaube nicht, daß ich dich damit überreden will, um mich zu schluchzen, die Hände zu ringen, und Zähren zu vergießen. Ich weiß, daß eine solche Aufforderung so fruchtlos seyn würde, als das Streben wär, Töne aus etwas hervor zu schlagen, was nicht tönen kann. Ich bin schon zufrieden, wenn du bey meiner Leichenbestattung deine Freude nicht, wie es wohl manche thaten, so gar merklich, und mein Begräbniß nur nicht zu einem schier spaßhaften Auftritte machst, denn einen begraben bleibt doch immer ernsthaft, auch wenn er ein so hübsches Vermögen hinterläßt, als ich lasse. Ich traue es deinem feinen Gefühle zu, daß du dabey zum mindesten gesetzt seyn, und wenn du nach einer nicht ungewöhnlichen Täuschung der Enpfindungen meinen Tod als eine absicht-

liche Gefälligkeit gegen dich betrachten wolltest, wohl gar ein wenig gerührt und wehmüthig werden wirst. Noch einmahl: daß du betrübt seyn sollst, will ich dir nicht zumuthen, aber auf ein wohlwollendes Andenken, auf Dank für die schönen Güter, die ich dir sparte, auf gute Anwendnng derselben, und besonders auf Erfüllung der Bedingung, ohne welche du sie nicht erhalten kannst, hoffe ich rechnen zu können. Ueber jene Bedingung, und über die Nachdrücklichkeit in meinen Verfügungen, nach welchen dir nur ein Geringes zukommt, wenn du nicht heyrathest, wirst du dich eben so wenig wundern, als über mein Vermächtniß von viertausend Thalern, für deren Zinsen jährlich ein dürftiges Mädchen ausgestattet werden soll. Es geht mir, wie es den meisten Hagestolzen geht. Sie fühlen, daß sie wichtige Pflichten nicht erfüllten, und möchten das gern wieder gut machen, oder doch jeden überzeugen, daß sie entscheidende Gründe hatten, sich ihnen zu entziehen. Sie traten nicht in die Ehe, und suchen die Ehen eifrig zu befördern; sie führten kein Mädchen unter ihr Dach, und setzen Gelder zur Aussteuer armer Jungfern aus; sie genossen ihr Vermögen allein,

und vermachen es nur denen, die es mit einem Weibe theilen wollen; sie heyrathen nicht, und wünschen, daß alles für sie heyrathen möchte. Ich bleibe in diesem gewöhnlichen Gange, weil er mir einen allenthalben verstandnen Ruf der Natur zur Ehe anzudeuten scheint. Um Vergebung zu bitten, daß ich ledig blieb, brauche ich übrigens wohl niemanden weniger als dich, aber rechtfertigen muß ich mich auch bey dir, weil mein einsiedlerisches Leben nicht so wie die Ehelosigkeit mancher würdigen Männer offenbar durch den Drang der Umstände erzwungen, oder durch Tugend und heldenmüthige Aufopferung für andere geadelt ward. Du thätest mir Unrecht, Neffe, wenn du meyntest, daß ich aus Fühllosigkeit für weibliche Reize, aus stumpfer Unempfindlichkeit für die Freuden des Gatten und Vaters nicht Gatte und Vater ward.

O der mächtige und begeisternde Athem der Liebe, der alles durchweht, hat auch mich angehaucht, und was alle Erdensöhne fühlten, das habe auch ich empfunden. O ich erinnere mich noch wohl, daß es einen oft im Geräusche der Gesellschaft und im öden Zimmer so anwan-

delt, als müsse man die Arme ausstrecken, und als müsse ihnen eine Hand entgegen kommen, und daß dann selbst die Hand eines Freundes nicht so traut, die Hand eines Helden nicht so erhebend, die Hand eines Weisen nicht so wohlthuend uns fassen könnte, als die sanfte Hand eines guten Weibes. Ich konnte es mir wohl denken, wie süß, wie unbeschreiblich selig es ist, Vater zu seyn. Ach, es war eine Zeit, in welcher ich die Kinder über alles liebte, in welcher ich ans Fenster lief, wenn Knaben oder Mädchen vorbey schwärmten, und ihnen länger nachschaute, als dem prächtigsten Aufzuge, in welcher mich die Geburt eines Kindes von einem Freunde so innig beschäftigte, als ob es ein Wunder wär, wenn Kinder geboren werden, in welcher ich die Kleinen unersättigt anschaute, als entfaltete jeder Augenblick neue Lieblichkeiten an ihnen, und ihre Schwäche mit einer Zärtlichkeit umfaßte, als ob sie meinem Schutze anvertraut wären, in welcher ich sie gern so angelegentlich wohl stundenlang herum getragen hätte, wie junge Mädchen, die sich etwas darauf einbilden, Mütter zu scheinen. O ich weiß es noch wohl, daß ich da oft heim-

lich bey mir wünschte, wenn doch dieß Mädchen, wenn doch jener Knabe mein wär. In frohen Träumereyen verlohren überdachte ich oft, wie schön es sey, wenn ein Kind erwartet wird, wenn das ganze Haus darauf hofft, wenn man alle Anstalten macht, den ersehnten Gast zu beherbergen, wie man ihn willkommen heißt, wenn er da ist, wie süß es sey, das hülflose Geschöpf zu verpflegen, welch wichtiges Geschäft, ausfindig zu machen, worin es dem Vater oder der Mutter gleicht, welche Freude in den Sorgen für den Säugling liege, welch ein Fest es gewähre, wenn das Kind zum ersten Mahle lacht, wenn es lallt, wenn es zu kriechen beginnt, wenn es schüchtern, rasch und wankend in die vorgehaltnen Arme läuft; und welche Lust, wenn es umher hüpft uud springt und lärmt, wenn es tändelt und sein Spielzeug zur Bewunderung herbey bringt, und selbst, wenn es einmahl fällt und schreyt. Lächle nicht, selbst das Schreyen schien mir lieblich anzuhören und klang mir so häuslich.

Die natürliche Sehnsucht nach einer Gattinn und nach Kindern wurde dadurch noch sehr verstärkt, daß ich der festen Meynung war,

daß man unablässig, wenn das Leben selbst uns nicht schaal und langweilig werden solle, etwas haben müsse, woran man hängt, was uns wichtig und werth ist, was uns in Wirksamkeit, in Erwartung und Hoffnung, und mag sich auch etwas Furcht mit einmischen, kurz, was uns in einer behaglichen Spannung erhält. Ich wußte, daß, wenn der eine Krieg führt, und der andre Schach spielt, der eine ein Lustschloß baut, und der andre ein Plätzchen hinter seinem Hause urbar macht, der eine Vögel pfeifen lehrt, und der andre Bücher schreibt, ihre und überhaupt die verschiedenste menschliche Thätigkeit am Ende aus dem Wunsche, sich jene Spannung zu geben, entspringt. Bey dem sorgfältigsten Blicke um mich her aber fand ich nichts, was so ununterbrochen an die Welt und an das Leben knüpft, was dem ganzen irdischen Seyn einen so dauerhaft fesselnden Reiz, eine so liebe Wichtigkeit giebt, als die Verhältnisse des Mannes und Vaters, als Weib und Kinder, die man zu versorgen, und von welchen man für die Zukunft noch immer etwas zu hoffen hat, die es uns täglich fühlbar machen, daß wir nicht überflüssig in der Welt sind, und es

uns stets sichtlich vor die Augen stellen, wofür wir arbeiten und es uns sauer werden lassen.

Nach allen diesem lag es nicht in meinem eignen Entwurfe für das Leben, ein Hagestolz zu werden, und ich bin es leider doch geworden, wie ich glaube, unschuldiger Weise, ich müßte denn gleich bey meinem Verlieben etwas versehn haben, was wohl Nachsicht verdienen würde. Sieh, Neffe, ich habe mich in meinem Leben siebenmahl verliebt, und ist das nicht oft genug? aber es hat mir nicht einmahl damit nach Wunsche gehn wollen. Meine erste Geliebte, — Freund das war die beste! — ein unschuldiges frommes Kind und das mir von Herzen gut war, stelle dir vor, das holde Mädchen starb; es war mir, als müßte ich auch sterben, und wenn ich nicht eine so dauerhafte Natur gehabt hätte, ich wär gewiß gestorben. Nie habe ich die Edle vergessen, ich habe sie immer in meinem Herzen getragen, erst vor ein Paar Wochen wurden mir, da ich an sie dachte, die Augen feucht, und ihr Bild tritt noch oft so lieblich in meine Seele, wie ein Strahl des Morgenroths in die Augen eines Greises. Es währte lange bis mir die zweite, eine sanfte

Blonde, gefiel. Sie begnete mir gütig und freundlich: ich hoffte; als es aber zur Erklärung kam, versicherte sie mich ihrer aufrichtigen Freundschaft und sagte, sie könne nicht umhin, in Zuversicht auf meine Verschwiegenheit mir zu vertrauen, daß sie schon mit einem andern heimlich verlobt sey. Ich wandte mich an eine dritte und machte einen Antrag, den sie aber mit einem gewaltigen Strome von Entschuldigungen erwiederte, die kurz zusammengefaßt nichts anders hießen, als sie lasse mich in meinen Würden, wolle mich aber nicht haben. Bestürzt schlich ich nach Hause, warf mich, um Luft zu schöpfen, in das Fenster, und sahe verstört und in Aerger und Verdruß vertieft auf e i n e Stelle der Straße. Und siehe, gerade durch diese Stelle wandelte leicht und flink ein reizendes schwarzäugiges Mädchen, das ich vorher noch gar nicht so bemerkt hatte. Wie wär es, fuhrs mir plötzlich durch den Kopf, wenn du der stolzen Amalia zum Trotze um diese würbest? Mein Entschluß wurde bald gar mächtig, und meine Gefühle fanden Gegenliebe und die besten Aussichten in die Zukunft, als mir ganz unerwartet ihre Eltern zu ver-

nehmen gaben, daß meine Besuche für ihr Haus eine große Ehre wären, daß sie sich dieselben auch ferner erbeten haben wollten, daß sie mir aber kund und zu wissen thun müßten, daß sie ihre Tochter bereits einem andern versprochen hätten. Dieser andre war reicher, als ich damahls, und meine Theure ward halb gezwungen seine Gattin. Wer würde da nicht schüchtern? ich war es nun, und so herzlich ich mich auch von Neuem verliebte, so wagte ich doch nichts weiter, als vor dem Hause meiner Auserwählten täglich zweymahl vorbey zu gehen, und meinen Hut bis zur Erde zu ziehen. Ehe ich michs versahe, hieß es, sie sey eine Braut. Ich hörte also auf, durch die Straße zu wandern und meinen Hut so tief abzunehmen, und verlobte mich in einer Art von Verzweiflung mit einer sechsten. So schnell war es mit keiner gegangen, aber mit keiner war es auch so schnell aus. Ich mag die Sache nicht gern erwähnen, mit einem Worte, sie ward mir ungetreu. Still davon. Man muß sich vorsehn, dachte ich, man muß das Mädchen lange und aufmerksam beobachten, das man zum Weibe wählen will, und damit fing

ich an, die siebente, die mein Herz rührte, zu hüten, ich merkte auf alle ihre Schritte und Gänge, und setzte das so wachsam und auf alle Weise fort, daß mir wahrscheinlich niemand Uebereilung vorwerfen wird. Aber kaum hatte ich vier Jahre lang gespähet und geforscht, als ein anderer, der sie wohl nicht vier Tage kannte, kam, und sie mir wegnahm.

Seitdem habe ich mich nicht wieder entschließen können, mich zu verlieben, seitdem habe ich das weibliche Geschlecht mit Zittern und Zagen und aus weiter Ferne verehrt.

Ich richtete meine kleine einsiedlerische Wirthschaft ein, und dachte darauf, mir das Leben so angenehm und bequem als möglich zu machen; aber ich muß gestehn, daß es mir damit schlecht gelungen ist. Mein Haus, mein Garten, mein Geld und Gut däuchte mir nicht mein, weil ich keinen hatte, den ich als einen Theil meiner selbst betrachtet, und in welchem ich mit genossen hätte. Ich erarbeitete, ich gewann, und konnte mich des Erworbenen nicht freuen. Daß ichs nicht alles brauchen werde, sahe ich wohl, und der, dem ichs sammlete, war mir unbekannt, oder gleichgültig. Als

du gebohren warest, und ich dich als meinen gewissen Erben ansahe, dachte ich wie oft, ob du mich für meine Mühe und mein Sparen wohl nur ein wenig liebhaben, ob du nicht einst gar meine Gesundheit zu fest, und mein Leben zu zähe finden möchtest. Vergib mir, wenn ich dir Unrecht that. Siehe ich lebte und war nicht zufrieden, ich konnte genießen und genoß nicht, ich hatte Reichthum und war arm, ich lebte im Vaterlande, wie ein Reisender, ich hatte ein Haus, und däuchte mir ein Fremdling, welcher der Heymath harrt. Es blieb bey allem Denken und Thun eine gewisse kalte Oede, eine Leere in meinem Innern, die mir oft bey einem Blicke in mich so auffiel, wie die todte Stille meines Saales, der meinem Gange nachhallte, daß ich mich oft plötzlich umschaute mit dem vorüber fliegenden Gedanken, ein Weib gehe mir nach. Es war mir stets, als müsse ich noch etwas erwarten, was ich doch nimmer haben sollte. Ich hatte mich entschlossen, nicht zu heyrathen, und doch blieb in meines Herzens Tiefe eine dunkle Hoffnung, daß ich einst noch eine Gattin haben werde, eine dunkle Hoffnung,

LB Coburg

die mich neckte, und mit meinem Willen und gegen denselben ihr Spiel mit mir trieb.

Meine Beichte ist angefangen, sie muß also ausgehört werden. Denke nur, ich war schon über siebenzig hinaus, als jener Wahn mich noch einmahl so recht zum besten hatte. Ich versuchte es, schön zu thun, mich in die Kreise der Mädchen einzudrängen, mit ihnen zu scherzen, und wohl gar Küsse zu fordern. Da sahe ich aber, daß sie das so unschmackhaft fanden, wie schaalen Essig, und noch lächerlicher, als meine alte Tracht, denn wenn sie über meine lange Weste nur leise spottend flüsterten, so schlugen sie über meine Artigkeiten ein schallendes Gelächter auf. Ich barg also mein Anliegen; aber es blieb, und bis jetzt, bis in mein ein und neunzigstes Jahr, ist es mir immer so gewesen, als würde ich einst noch heyrathen, wenn gleich nicht so bald. Wundre dich darüber nicht Neffe, so närrisch das scheint, so tief liegt es im Wesen der menschlichen Natur. Wahrlich es ist Bedürfniß, sich an ein mitempfindendes Geschöpf recht warm und enge anzuschließen, und wo konnte ich das je? Ich hatte Gäste,

ich hatte Bekannte, aber einen Freund zu erobern, war ich zu alt, oder der, welchen ich mir dazu ersahe, hatte nach seinen mir fremden Verhältnissen, Gefühle, Bedürfnisse und Aussichten, für welche er mir keinen Sinn zutraute. Man muß sich an ein mitempfindendes Geschöpf anschließen, Neffe! Darum drängte ich mich zu den Kindern, darum suchte ich, ihre Liebe zu gewinnen; aber sie kamen mir nicht mehr so entgegen, als in meiner Jugend. Ich habe das an Hüllfelds Kindern oft zu innigem Verdrusse erfahren. Ich belastete mich, wenn ich hinging, mit Kirschen, Birnen, Aprikosen und Pflaumen, und mit allem, was die Jahrszeit schenkte. Sie liefen mir entgegen, plünderten meine Taschen und sprangen dann fort, ohne mich weiter in Erwägung zu ziehen. Sie nannten mich den Aprikosenvetter, und wenn ich nichts mitbrachte, oder schon gegeben hatte, so kann kein Vetter in der Welt unwichtiger seyn, als ich ihnen war.

So darbte mein Herz, und dabey hatte ich denn noch meine liebe Noth im Hause mit den Mägden, ja stelle dir vor mit den

Mägden! Es war dir recht, als sähen sie mich nicht für voll an. Wie sie etwas machten oder einrichteten, meynten sie, wär es gut genug für mich, sie kochten, wie sie konnten und geruhten, und dachten; der alte Herr muß es doch wohl essen. Der alte Herr! ja sieh! so nannten sie mich, und schon das war mir verdrießlich. Wer läßt sich gern einen alten Herrn nennen? Mich ärgerte das immer, wie wenn man in meiner Kindheit von mir sagte, der Kleine, oder noch mehr. Denn da hatte ich doch die Hoffnung, einst ein Großer zu seyn, da ich jetzt täglich mehr der Alte werde. Eine aber, die ich einmal belauschte, alr sie vor der Thür mit einer guten Freundinn sprach, nannte mich gar den alten Kerl, da ward ich hitzig und jagte sie fort. Ich kam aber niemahls besser an. Die Jungen waren allesammt naseweis und schnippisch und lachten mich nur aus. Wie oft habe ich es gesehn, wenn ich mir vor dem Spiegel die Perücke aufsetzte, oder mein Staatskleid mit den gezackten Tressen anthat, daß die übermüthigen Dirnen hinterwärts standen und das Gesicht verzogen, und nicht selten in Gefahr waren,

vor verhaltenem Lachen zu ersticken. Ich wählte mir also alte; die lachten nun zwar nicht, aber dafür konnten sie nicht gehn, und so mußte ich mich meistens selbst bedienen, und es hat sich häufig begeben, daß ich meiner Aufwärterinn aufwartete.

Doch meine Klagen nehmen wohl kein Ende, wenn ich mein ganzes Herz ausschütten wollte. Das Gesagte ist ja aber auch hinlänglich, dir zu beweisen, daß ich aus guten Gründen, und weil ich es wohl mit dir meynte, meinem Vermächtnisse die Bedingung beyfügte, daß du heyrathen müssest. Das thu denn auch, und so empfange mit meinem ehrlich gesammelten Gute meinen Segen und mein Lebewohl, und den Wunsch, daß es dir wohl gedeihe und wohl behage, und daß du es mit einem tugendhaften hübschen Weibe und lieben Kindern lange und froh genießen magst. Schärfe dann aber ja einst deinen Söhnen mit andern guten Sachen auch die Lehre ein, daß sie, wo möglich, keine Hagestolzen werden.

Dein getreuer Oheim

Landau."

V.

Die Erbschaft.

„Nun das ist schön, gutes Mütterchen, daß du hübsch willig bist, mir das Vergnügen zu machen. Es kommt ja auch bey uns wahrhaftig selten genug. Aber über so ein Glück, über so einen reichen Segen, wie unter Tausenden nicht einem zu Theile wird, nicht einmal etwas lauter und lustiger zu jubeln, das wär eine Schande. So etwas muß gefeyert werden. Ueberhaupt was ist denn bey allem Guten, das uns begegnet, das Beste? Am Ende doch, daß man es feyert. Nicht so? Mache also immerhin ein wenig Anstalt zu einem kleinen Abendschmause, ehrliches Mütterchen. Etwas spät ists freylich schon, ich hätte es eher sagen sollen, jetzt eben schlug es drey — aber es braucht nicht köstlich zu seyn, schlecht und recht, wie du es hast und vermagst, und ein Glas

Wein. So ein tausendkünstliches Weib, wie du, wird doch noch fertig. Schicke mir denn nur gleich die Magd herein, daß sie das Briefchen an den Doktor und an den Stadtrichter trägt.

So sprach der biedere Freyling, und sein treues Weib eilte mit einem gutmüthigen schalkhaften Gesicht, wie wenn man bey einem ertheilten Lobe zugleich eine kleine Schwäche des Lobenden belächelt, aus der Stube in die Küche und schnell legte die gute Tochter Karoline ein Tuch, woran sie gearbeitet hatte, zusammen, der Mutter hülfreich beyzustehn.

Aber sag mir, Karolinchen, hob der Vater an, was ist dir?

Karoline. Mir lieber Vater? Warum? (eine Röthe flog über ihre Wangen, wie wenn man in Kohlenglut bläst, und sie ward verlegen, als ob sie irgend eine Erörterung ahnte.)

Der Vater. Ja, ja, es ist dir etwas nicht recht.

Karoline. O nein, ich dächte nicht, ich wüßte nicht, — ich sah doch heute nicht böse aus.

Der Vater. Böse nicht, aber auch

nicht vergnügt, nicht recht leicht und lustig: selbst als die frohe Nachricht kam — —

Karoline. Nun da habe ich mich doch wohl gefreuet! da muß ich doch wohl heiter ausgesehn haben?

Der Vater. Nun ja du freutest dich, du sahst heiter aus. Aber es war mir doch so, wie wenn auf einer Seite die Sonne steht, und von der andern her Wolken kommen, daß der helle Schein vor dem Schatten immer so davon läuft, bis es zuletzt überall trübe ist. Du wurdest mir immer ernster und stiller, und als du zu Mittage an den Tisch kamst, sahst du mir gar roth und zerrieben um die Augen aus. Sprich, was hattest du im Kopfe?

Karoline. Es hatte geraucht, lieber Vater.

Der Vater. Geraucht? im Kopfe?

Karoline. In der Küche, meyn' ich.

Der Vater. Herzenstochter, (er trat ihr näher und schaute ihr forschend in die großen ehrlichen Augen,) erzähle doch, was hast du denn? fehlt dir etwas? Du bist mir seit einiger Zeit so nachdenklich, so sinnig gewesen, bist du nicht ganz gesund, ist dir nicht

recht wohl? Sieh doch, wie du schnell mit den Augen blinzest, wie du die Augenlieder zusammendrückst, wie wenn man eine Thräne verdrängen will! war dir nicht wohl?

Karoline. Es kann ja nicht immer gleich seyn.

Der Vater. So rede. Was that dir wehe?

Karoline. Nichts, nur mein Herz —

Indem trat die Magd herein und empfing, indeß Karoline der Mutter nachschlüpfte, und der Vater dachte, er könne doch den Doktor über Karolinens Herz einmahl mit fragen, den Brief an die beyden Freunde, in welchem diese mit fröhlicher Verwunderung und manchem Ausruf der ungeduldigen Freude Folgendes lasen:

Alte treue Freunde,

Lustig, lustig! wir müssen guter Dinge seyn. Funfzehn tausend Thaler geerbt! ein großes Vermögen geerbt! Das muß gefeyert werden. Kommen Sie, laufen Sie, was Sie können, und freuen Sie sich mit mir. Sie müssen erscheinen, ein kleines Mahl und eine Flasche Wein erwartet Sie, und das ist hinlänglich

für die genügsame Lust. Funfzehn tausend Thaler geerbt! was läßt sich damit nicht machen? Dafür kann man schon einen falbgewordnen Rock und ohnmächtige Stühle und wankende Tische abdanken, dafür kann man schon einem Kranken eine Suppe kochen, und einem Armen im Winter eine warme Stube machen lassen. Das muß gefeyert werden. Da müssen wir einmahl etwas laut seyn, wie einst in Halle, wenn die Wechsel kamen. Funfzehn tausend Thaler geerbt! Bringen sie alle gute Laune mit, und lassen Sie mich nicht lange warten."

Noch rascher, als wären sie beyde zu einem reichen Manne gerufen, der nach einem Anfalle vom Schlage die Gegenwart des Stadtrichters zum Testamente, und die Hülfe des Arztes gegen das Testament verlangt hätte, eilten sie zusammen zu dem harrenden Freyling, der ihnen von weitem schon entgegen rief: Ist das nicht Glück, Freunde? Nun Gott sey Dank für die Gabe, für das unerwartete Geschenk!

Beyde. Wir wünschen von ganzem Herzen Glück dazu, und Segen und Gesundheit zum Genusse.

Freyling. Das wünsch' ich auch, Gott wirds ja geben.

Der Doktor. Aber sagen Sie, Freund, wie hängt die Sache zusammen? Woher kommen denn die funfzehn tausend Thaler?

Freyling. Ja das weiß ich selbst nicht recht.

Der Doktor. Ich meyne nur, wer sie Ihnen vermacht hat?

Freyling. Mir?

Der Stadtrichter. Ja, oder wo Sie einen so reichen Verwandten hatten?

Freyling. Ich?

Der Stadtrichter. Nun freylich, eins von beyden muß doch seyn, wenn sie geerbt haben.

Freyling. Ich geerbt? wie so? wie meynen Sie denn das? oder versteh' ich Sie nicht recht?

Der Stadtrichter. Das ist doch sonderbar, — wir meynen, von wem Sie das Geld eigentlich geerbt haben?

Freyling. Hm! Hm; wie bin ich denn mit Ihnen dran? Das muß ein Mißverständniß seyn. Ich habe nichts geerbt.

Der Doktor. Sie habens doch geschrieben. Herr Stadtrichter, an Sie kam ja das Briefchen zuletzt, haben Sie es etwa bey sich?

Freyling. Hm! ich besinne mich. Ich glaube gar, in der Zerstreuung der Freude habe ich vergessen, Ihnen den Mann zu nennen. So wußten Sie's noch nicht? Ich habe nichts geerbt. Der brave Nachbar Wolter, meynte ich, hat geerbt, und das muß gefeyert werden.

Der Doktor. Seliger, überseliger Mann, der sich über fremdes Wohl freuet, wie über sein eigenes. Ueberseliger Mann! dir braucht niemand etwas zu vermachen, denn du hast, was mehr werth ist, als Gold und Silber, Perlen und Edelsteine, ein fröhliches Gemüth; du brauchst keinen zu beerben, denn einen Schatz, wie du hast, gab noch nie eine Erbschaft. Gott gebe den Armen deinen genügsamen Sinn, und den Reichen dein theilnehmendes Herz!

Der ganze Auftritt gewann hier etwas Ernstes und Feyerliches, und die leichte Freude flatterte hinüber in das stille Gebiet der

Wehmuth. Denn Wehmuth und Freude hausen nahe beysammen, und besuchen einander oft in ihren Gärten, ohne dadurch an ihrem Wesen sonst eine Veränderung zu leiden, als daß sie beyde etwas milder werden. Die Freunde umarmten ihren Freyling mit feuchten Augen, und wünschten ihm noch gerührter Glück zu seiner Sinnesart, als vorher zu dem Gelde. Und wenn gleich Freylings innige Geistesfreude gerade so viel von ihrer für sich allein befriedigenden Schönheit verlor, als sie durch das beygemischte Gefühl des Beyfalls, welches ihre ächte Lauterkeit zurück zu stoßen schien, etwas mehr verkörpert ward, so war sie doch so reinen Gehalts gewesen, daß sie auch nach dem kleinen Zusatz noch immer ein sehr köstliches Kleinod blieb.

Glücklicher Freund! fuhr der Stadtrichter fort, machen Sie sich um uns verdient, lehren Sie uns, lehren Sie uns das Geheimniß Ihres reichen beneidenswerthen Sinnes, das große Geheimniß der Freude.

Meine Theuren, hub Freyling an, mit dem Geheimnisse von der Freude ists eine eigene Sache. Es ist, als ob der leichte flat-

ternde Genius des Vergnügens nicht recht genau besehn seyn wolle, er sträubt sich unter den Händen des Betrachters so lebhaft und unstät, daß sehr feine Finger dazu gehören, von dem bunten Farbenspiel auf seinen Schmetterlingsflügeln nicht etwas zu verwischen, und sehr feine Finger meyne ich eben nicht zu haben. Auch habe ich bisher bey gar vielen, welche die Freude zerlegen, zusammensetzen und machen zu können wähnten, nicht umhin gekonnt, an den Goldmacher zu denken, der uns vor ein Paar Jahren hier heimsuchte und schätzte. Sie erinnern sich des Menschen wohl noch, wie gelehrt und wie unsauber, wie tiefsinnig und wie zerlumpt er war, und wie er die Unfruchtbarkeit seiner erhabnen Wissenschaft für sich bloß seiner Lage Schuld gab, als hätte er sagen wollen, Gold könne er sich wohl machen, ganze Säcke voll, aber wohin denn damit? er habe ja kein Haus, kein Vaterland, und nicht einmahl einen Rock mit einer ganzen Tasche, wo solle er es denn verwahren? Sie wissen, wie er prahlte, daß er alles beobachtet, erforscht, durchdacht, aufgelöst und gemischt habe,

bis es endlich mit ihm dahin gekommen sey, daß das große Geheimniß enthüllt vor ihm liege, — und das er bettle, dachten wir hinzu.

Indeß gibts Kenner, welche die Natur und die Entstehung des frohen Sinnes gründlich einsehn, und an die will ich Sie verweisen. Nur muß es Sie nicht an guten Lehren irre machen, wenn Sie Männer, welche herrliche Gebäude von Glückseligkeit aufführten, nicht selbst glücklich finden. Baumeister führen ja auch Gebäude auf, in welchen sie nicht wohnen werden. Und so wie der nicht alle mahl gesund ist, der recht vortreflich von Gesundheit und von Nerven redet, indeß man Fülle der Kraft und die stärksten Nerven gewöhnlich bey denen trift, die nicht zu sagen wissen, was zur Gesundheit gehört, und es sich nicht einfallen lassen, daß man unter andern auch Nerven habe; so habe ich Prediger der Freude und Dichter der Lebensphilosophie gekannt, die sich und andre durch üble Laune plagten, und deren schöne Reden von Zufriedenheit gerade aus der Empfindung des Gegentheils entsprangen, indeß manche schlichte Leute die Freude hatten, ohne so recht erklären zu

können, worin sie bestehe, und wie sie dazu kamen. Zählen Sie mich nur zu den letzten. Denn ich weiß Ihnen darüber auch nicht viel mehr zu sagen, als daß ich meine Pflicht heilig hielt, daß ich nie sehr zusammengesetzte Entwürfe machte, nach welchen ich erst künftig glücklich leben wollte, sondern immer gleich auf der Stelle, weil man doch auch gleich jetzt lebt, das Gute nahm, wo es sich mir bot, und das Vergnügen haschte, wo ichs mit Unschuld konnte, und dann, — daß ich stets hübsch genügsam war. Ein treues Weib, einige Herzensfreunde, und an Kindern und Thalern gerade so viel, als der liebe Gott bescheeren und erhalten will, — so lautete von jeher mein bescheidner Wunsch, wie Sie wissen. Uebrigens habe ich immer einer ganz einfachen Frage, und einigen leichten Sätzen viel zu verdanken gehabt."

Der Stadtrichter. Nun die Frage?

Freyling. Die Frage lautet: Wie wird es über ein Jahr seyn? und sie hat mir bey den trübern Ereignissen des Lebens sehr geholfen. Sie wissen, daß ich alle meine Kinder bis auf meine liebe Karoline

begraben, und daß ich diese Leiden, nicht aus Dummheit und Unempfindlichkeit, doch mit Rettung meiner Ruhe überstanden habe. Wie wird es über ein Jahr seyn? dachte ich, wenn ich das liebe Kind in der Wiege sterben sah, wenn ich an seinem kleinen Sarge stand, wenn man es in die Erde hinunter senkte, ach! dann ist sein kleines Grab grün mit Grase überwachsen, und mit Blumen überzogen, aber dann sind auch deine Augen und deine Wangen wieder trocken. Freylich mußte ich dann nur um so heftiger weinen, aber das Weinen zur rechten Zeit schadet auch nicht, ich rang mich dann mit Thränen aus dem Kerker des Lebensüberdrusses an die Brust der Wehmuth hinüber. In Stunden des Vergnügens und der Lust beschränkte ich jene Frage auch wohl so: Wie wirds Morgen seyn? und das bewahrte mich vor Uebermuth und Unmäßigkeit im Genusse, und weckte, wenn mich üble Laune nicht recht zum Genuß kommen ließ, in mir den Gedanken: Genieß, genieß heute, morgen früh mußt du wieder arbeiten.

Der Doktor. Und Ihre Sätze?

Freyling. Ja, Freunde, die habe ich mehr in Uebung, als im Gedächtnisse. Indeß, was mir gleich einfällt. Zum Beispiel: Habe, was du hast, sey, was du bist, vorzüglich für dein Haus. Es giebt der Leute genug, die für die ganze Welt frölich und belustigend sind, nur nicht für die Ihrigen. Und die sind wahrlich so schlimm daran, wie ein Mensch, der kein Hemde und keinen Rock, und kein Bett, aber eine goldne Uhr zum Prunken hat; verkaufe deine goldne Uhr, möchte ich so einem zurufen, und schaffe dir dafür Bedeckung des Leibes und ein Lager für die Nacht an. Mein Hauptmittel zum frölichen Sinne aber, ohne welches alle andre keinen Nachdruck haben, ist der Satz: Nimm warmen Theil an andern Menschen. Das ist das eine Mittel statt aller. Wer es fleißig gebraucht, wie kann es dem fehlen? Wer mit allen genießt, wie kann der je schmachten? Wem die ganze Welt gehört, wie kann der arm seyn? Freylich bringt es jenes Mittel mit sich, daß man nicht bloß an dem Tische des Nebenmenschen erscheint, wenn der volle Becher darauf blinkt, daß man auch

mit ihm an die Bahre seiner Lieben tritt. Aber man gewinnt dabey noch immer sehr; denn Gottlob öfter steht doch der Freudenbecher auf dem Tische, als die Bahre vor dem Hause. — Die meisten Menschen haben die Gewohnheit, ihren Geburtstag zu feyern, und das ist keine üble Sitte, denn man hat sehr wohl daran gethan, daß man geboren ist; wer nun eine rechte Stärke in der Anwendung meines Mittels bekommen hat, der könnte ja jeden Tag feyern, denn jeder Tag ist doch unzähliger Menschen Geburtstag.

Nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich so lange geschwatzt habe, gelehrter werden Sie nicht geworden seyn, aber Sie wollten es so, und mir wenigstens haben die Mittel auf der Wanderung durch das Leben wohl gethan. So leicht sind sie freylich nicht in Wirkung gesetzt, als etwa ein Glas Wein zur Stärkung auf einer Reise, allein wenn es einem Ernst damit ist, so gehts denn doch allmählich, allmählich. — Aber sieh einmahl, siehe, der Tisch ist schon voll besetzt, also zu etwas anderm. Man muß über dem Reden von Genuß den Genuß nicht versäumen, das

ist auch einer von meinen Sätzen. Ich kann mich immer über die gründlichen Kinder ärgern, die über ihre Spielsachen bloß Reden halten, und nicht damit spielen. Wir wollen ihnen nicht ähnlich werden. Zu Tische, zu Tische! Sehen Sie nur den Wein hier in den Flaschen, er sieht recht ehrlich aus, und er ists auch, gewiß er ists.

Indem ward noch eine Schüssel aufgetragen, die sichtbarlich zur Hauptfigur unter den Gerichten bestimmt war, und noch ein Licht ward angezündet, und die Stühle waren gestellt, und alles setzte sich. Die kleine Tafel war so voll, denn die Freundschaft bewirthete, sie war so licht, denn lieblicher und freundlicher als durch zwanzig brennende Wachskerzen wird ein Tisch erhellt durch den milden Blick einer gutmüthigen Wirthin. Alles war, wie Freyling es bestellt hatte, schlecht und recht, wie es die Gattin hatte und vermochte, reinlich und reichlich, und bloß von einer Speise war nur ein wenig da, weil man gern alles geben wollte, und davon grade nicht mehr besaß. So ein wenig von einer Speise ist immer das köstlichste Schaugericht, denn der gu-

te Wille schimmert daraus gefällig hervor, und wehe dem Magendiener, der sich im innern auch nur leise über so eine kleine, selbst ärmliche Gabe aufhalten kann, welche die Gutmüthigkeit bringt. Auch wurden die Gläser nicht unfleißig gefüllt, und schon einige waren geleert, als Freyling rief! Wohlan, auf des braven Nachbars Wolter Wohlseyn! ich hätte ihn auch gern hier gehabt, er sagte mir aber, daß er bis spät in den Abend Briefe zu schreiben habe, auf seine Gesundheit also! die funfzehn tausend Thaler mögen ihm wohlbekommen! — und alle Gläser wurden angestoßen, und ihr Klang tönte gar lauter durch das Zimmer. Immer noch einmahl für den guten Wolter, auf langes Leben und auf Freude an seinem einzigen Sohn, und künftig an einer rechtschaffnen Schwiegertochter! — und alle Gläser wurden angestoßen, daß ihr Klang noch heller und stärker durch das Zimmer hallte. Aber Karoline hatte nur leise angeklingt, ihre Hand hatte gezittert, sie war plötzlich blaß geworden, als ob sie erschräck, und hatte dann rückwärts geblickt und geseufzt. Der Vater hatte das wohl bemerkt, und

wandte sich daher ein Weilchen darauf an den Doktor: Ach ich habe Sie vorhin schon fragen wollen, ob Karolinchen auch wohl ganz gesund seyn mag? Sie ist mir seit einiger Zeit nicht so recht aufgeräumt und heute klagte sie über das Herz. Wie ists denn eigentlich damit, liebe Tochter? du gingst gleich darauf hinaus. Kann man denn Herzwehe haben, Herr Doktor? Der Doktor goß eben sein Glas wieder voll mit einem Frohsinn im Gesichte, als ob er kein Herzweh habe, und wollte nun beginnen; da klingelte die Hausthür, da kam es an die Stube, und herein trat der Nachbar Wolter. Willkommen, herzlich willkommen! viel Glück zur Erbschaft: tönte es ihm von mehrern Seiten zu, und seine Verlegenheit darüber, Gesellschaft zu treffen, verwandelte sich bald in Freude, weil er lauter alte Freunde sahe. Vielen Dank! vielen Dank für ihre Theilnehmung! hob er an, so wie er sich neben Karolinen gesetzt hatte; ich kam eigentlich herüber, weil ich etwas auf dem Herzen habe, und ich denke, vor Ihnen allen kann ich es ausschütten. Ich will kurz seyn, und nur die Hauptsache berühren. Sie

wissen, daß ich nach Briefen, die ich gestern Abends erhielt, um vieles reicher geworden bin, als ich war. Gott sey Dank für seine milde Gabe, ich freute mich von Herzen, ich jauchzte vor Entzücken. Aber bald erfuhr ichs recht, daß Reichthum für sich allein nicht glücklich macht. Ich hatte das freylich schon in der Kinderlehre gelernt: aber lieber Himmel, wie vieles sieht man erst spät ein, was man längst gelernt hatte! Mein Sohn blieb mir zu innigem Verdrusse so ernst und einsylbig, wie er schon seit geraumer Zeit gewesen war. So freue dich doch! sagte ich endlich nachdrücklich, denn ich kann mich ärgern, wenn sich ein Mensch nicht freuet, wo er sich zu freuen Ursach hat. Aber ich mochte reden, wie ich konnte, es wollte nichts verfangen. Du mußt das Ding am rechten Ende angreifen, dacht' ich. Höre, fing ich an, dein kleines Aemtchen hat bisher kaum dich allein genährt, aber bey dem hübschen Zugange kannst du allenfalls auch heyrathen. — — Bleiben Sie, bleiben Sie, beste Karoline, ich habe es längst gesehen, daß Sie bald blaß, bald roth wurden, und neben mir saßen, wie auf Nadeln,

gehn Sie mir ja nicht weg, bleiben Sie sitzen. Er drückte sie sanft auf den Stuhl zurück. Du kannst heyrathen, sagte ich; ey wie horchte er da auf, mit einem Gesichte, Sie wissen ja wohl, so halb entzückt und halb verschämt, wie die meisten jungen Männer aussehn, wenn vom Heyrathen die Rede ist. Du kannst, fuhr er fort, denn ich will nur meine Thorheit rein herausgestehn, weil ich nun davon geheilt bin, du kannst bey deinem Vermögen auch wohl auf ein etwas reiches Mädchen rechnen, auf ein Mädchen mit wenigstens fünftausend Thalern. Das kann dir gar nicht fehlen. Er ward erstaunlich finster, und der Unmuth überlief sein Gesicht, wie der Rost den angeschnittenen Apfel da. Ist das noch nicht genug? je nun man kann nicht wissen, vielleicht glückts dir besonders, wohl gar mit zehntausend Thalern. Da bekam er Sprache: Lieber Vater, was frag' ich nach zehntausend Thalern? die können doch das Herz nicht befriedigen. Es muß heraus: Ich liebe Freyling's Karolinen, und ein Kuß von ihr ist mir mehr werth, als zehntausend Thaler. — Sie werden so roth, gute Karoline, und wollen fort, aber Sie dürfen

nicht, fürwahr Sie dürfen nicht. — — Der Satz war nun allerdings etwas stark ausgedrückt, lächeln Sie nicht über mich, Karolinchen, und nehmen Sie es mir nicht übel, er war ein wenig stark gesagt. Ich glaube es gern, daß ein Kuß von Ihnen meinem Sohne wohl behagen mag, ich weiß es recht gut, daß der Liebende denkt, er wolle das ganze Leben hindurch höchst selig seyn bey wenigem Brote und wenigen Kleidern und vieler Liebe, unser einer aber berechnet denn immer alles auch danach, wie es in der Wirthschaft zu gebrauchen ist. Indeß ich ließ meinen Sohn allein, ging ein Stündchen im Garten auf und ab, überlegte alles, und kam dann mit gefaßtem Entschlusse zurück. Du sagtest, fing ich an, du liebest Karolinchen? reich ist sie freilich nicht, aber ihr Verstand und ihr Herz — — geben Sie mir Ihre Hand, Kind, damit Sie nicht entwischen, — ist mehr als die größte Aussteuer werth. Weißt du denn, ob sie dich haben will? Mit einemmahl wurde der Herr Sohn gar geschmeidig und freundlich: Ach ja, hieß es, ich habe sie längst in mein Herz blicken lassen, und gestern Mittags, ich muß

es nur gestehn, habe ich ihr meine Liebe an der Gartenwand angetragen, und sie hat mir Hand und Treue zugesagt. Da komme ich nun, um zu fragen, ob es wahr ist, daß Sie meinem Sohne gut sind? Nun, Liebe, sagen Sie?

Karoline. (äußerst verlegen) Nun ja, er sagte, er wär mir gut, ob ich ihm auch gut sey? — und da sagte ich, ja, ich sey ihm gut.

Freyling. So so? und davon bekamst du Herzweh! Da sehe mir einer! ich hätte freylich etwas merken sollen. Oft sahst du mir so schnell aus dem Fenster, und blicktest dann erst dort hinunter, aber geschwind wieder hinauf, und sagtest wohl, es ist doch recht schönes Wetter; und wenn ich dann hinaufwärts sah, ging allemahl der junge Herr Wolter da. Das war also das schöne Wetter? Sag Mütterchen, hast du denn nichts gemerkt?

Die Mutter. (lächelnd) Ach freylich wohl.

Freyling. Ja ja, die Mütter sehn so etwas immer früher, als die Väter. Und nun —

Wolter. Nun — wenn Sie, alter Freund, Sie, theure Freundinn, und Sie, beste Karoline, uns nicht verschmähen, so umarme ich Sie als meine Tochter.

Die bald gegebenen Einwilligungen, die sich drängenden Umarmungen, und die Glückwünsche der theilnehmenden Freunde wird jeder selbst sich denken. — Wenn denn meines Sohnes Glück entschieden ist, sprach er weiter, so eile ich ihn zu holen, er wird daheim wohl wie auf Diesteln sitzen, ich muß ihm selbst die frohe Bothschaft bringen.

Karolinchen entschlüpfte in die Kammer, und Wolter stand auf. Erst noch ein Glas, hieß es, auf Ihr Wohl, Herr Wolter, und auf lange Freude an dem Sohn und der rechtschaffnen Schwiegertochter! und alle Gläser klangen an einander.

Nun ging der Alte seinen Sohn zu rufen, der Mutter war, als müsse sie die Hände zum Gebete falten, und dem guten Freyling rollte eine Thräne nach der andern von den Wangen. Die beyden Freunde aber füllten die Gläser von neuem, und riefen zum gel-

lenden Klingen der Becher: Auf das Glück der guten Eltern und der verlobten Kinder, und auf langen, langen Genuß der Erbschaft!

VI.

Morgengedanken eines Bettlers.

Es ist heller Tag, und ich kann mich gemach anschicken, an mein Tagewerk zu schreiten. Da ziehen schon die Krähen in einem dichten Schwarme über die Stadt. Arme Thiere, ihr habt auch nicht viel zum Besten, ihr kommt mir vor wie die Bettler unter den Vögeln, und die Jäger lauern euch eben so auf, wie uns die Polizeydiener. Wovon die armen Thiere so leben mögen auf der hartgefrornen Erde? aber wovon leben denn die Bettler alle, und es ist die Frage, ob es mehr Krähen in der Welt gibt, oder mehr Bettler. Die Bettler ziehen nur nicht so friedlich zusammen, wie die Vögel, sonst wären die Schwärme wohl eben so groß. Ziehet hin, verachtete Krähen, der liebe Gott wird euch den Tisch wohl schon gedeckt haben. Er wird ihn auch heute den

hungrigen Bettlern decken, ein Bettler ist doch immer noch mehr werth, als eine Krähe. Ach! es thut mir recht wehe, daß ich betteln muß, es ist so traurig, immer zu bitten und zu nehmen, und niemahls zu geben. Freylich leben der Menschen gar viele, die auch nur nehmen und nicht einmahl bitten, und die fahren zum Theil in Kutschen, und sitzen auf seidnen Polstern, und speisen an voll besetzten Tafeln Fische und Braten, und essen nicht einmahl Brot dazu, schönes köstliches Brot! Aber es ist doch kläglich, stets zu nehmen und niemahls zu geben. Wie gern gäbe ich, wenn ich selbst hätte! Die schmucke vornehme Jungfer in der Thorstraße, Gott erhalte sie gesund! die mir immer einen Dreyer und ein großes Stück Brot gibt, sieht allemahl bey dem Geben so vergnügt und holdselig aus, daß ich, wenn ich nicht ich wär, wohl wünschte, ich wär auch so eine schmucke vornehme Jungfer, bloß damit ich die Lust hätte, mitzutheilen.

Lieber Gott, wenn ich doch arbeiten könnte! aber wer will einen armen matten Schelm, wie ich bin, der genug zu thun hat, sich selbst fort zu schleppen, in seine Dienste nehmen? Es

ist ja kein gesunder Theil an meinem Leibe bis auf den Magen, in den sich die Gesundheit, als sie aus den andern Gliedern wich, allein gezogen haben muß. Nun ich will mich in mein Schicksal geben; so lange es mir gut schmeckt, und so lange es mitleidige Menschen beherzigen, daß es unser einem auch gut schmeckt, will ich gern so mit hin schleichen. Sieh doch, da kommt schon der taube Töffel und sieht nach der Thurmuhr, was es geschlagen hat, und die krumme Hanne. Das arme Weib! seit dem ihr ihre Tochter gestorben ist, ist sie erst recht krumm geworden, und hat keine Stütze mehr, als ihre zwey Stäbe. Da tappt sich ja auch der blinde Klaus an den Wänden hin. Lieber Gott, der kann nun nicht einmahl sehn, wie arm er ist, wie froh bin ich, daß ich nicht taub und krumm und blind bin. Mögen sie doch heute reichlich einsammeln, und wenn sie mir auch manchen Pfennig wegfischen, sie haben es ja auch nöthiger, als ich. Auf den alten Klaus will ich hier warten, er kann ja so nicht fort, ich will ihn führen und ihm redlich geben, was ihm zugetheilt wird, damit er dem gottlosen Michel nicht wieder in die Hände

fällt. Hat ihn der nicht neulich um einen Pfennig betrogen! Ja wahrhaftig um einen Pfennig, und einen Pfennig nehmen, wo wenig ist, ist wohl so große Sünde, als Hände voll stehlen, wo es dick liegt. Ich will mich seiner annehmen, und so sey unser Tagewerk gesegnet.

Wenn nur der Herr Armenvogt, — er ist ein gar strenger und grausamer Herr! — ein billiges Herz und ein vernünftiges Einsehn hätte, und hübsch bedächte, daß er vielleicht auch betteln gehn müßte, wenn er nicht Armenvogt wär, wie denn wohl mancher betteln würde, wenn er nicht von Ohngefähr einen Titel hätte, um dessen willen alles die Mütze vor ihm abnimmt, und wofür er so viel Gehalt bekommt. Ich wär ja herzlich gern an des Armenvogts Stelle, da zög ich doch mehr Einkünfte, als mancher Schulmeister; aber um so ein Amt zu bekommen, muß man Gönner haben.

Der Himmel nehme uns in Schutz gegen allerley Widerwärtigkeiten, die unser einem so leicht begegnen, daß uns die Hunde nicht nach den löchrichten Strümpfen fahren, und daß

schnöde Bediente und Mägde uns nicht aus=hunzen. Ach manche vornehme Leute haben gar zu beißige Hunde, und gar zu naseweises Gesinde. Der Himmel gebe, daß ich mit meinem blinden Gefährten, ohne daß ich mich elend anstelle, recht bedauernswürdig und erbärmlich aussehe, damit die Leute weich werden. Er führe uns zur gelegnen Stunde in die Häuser, wenn nicht erst Bettler da gewesen sind, wenn die Herrschaft nicht bey Tische sitzt oder Mittagsruhe hält, wenn Mann und Frau nicht eben zanken, wenn nicht grade ein Kind unartig gewesen, oder ein Topf zerbrochen, oder die Milch ins Feuer gekocht ist, oder sich sonst etwas Wichtiges begeben hat, was für einen armen Bettelmann immer sehr mißlich und bedenklich zu seyn pflegt. Wenn mir dann meine Geschäfte gelungen sind, wie froh will ich am Abende seyn! dann will ich auch euch armen Mäusen, die ihr mich immer auf meiner Streue so zutraulich besucht, nicht meine Tasche verweigern, wenn ihr nach Brote geht. Gestern freylich mußte ichs wohl, gestern war mein Einkommen so schlecht gewesen; aber ihr wißt auch, daß ich nicht auf euch tobte und

fluchte, als ihr in meine Tasche krochet, daß ichs euch ganz gelassen und sanftmüthig zu verstehen gab, daß ich selbst nichts übrig hätte. Möchten es nur alle mit mir eben so machen, die mir nichts geben können.

Uebrigens segne und behüte und erfreue der liebe Gott alles, was Mensch heißt, und bewahre alle ehrlichen Leute vor dem Bettelstabe, er gebe allen Begüterten ein frohes menschliches Herz und Gesundheit, und dem armen reichen Manne in der breiten Straße, der vor dem Essen immer so herumläuft oder spatzieren geht, wie sie es heißen, damit er hungrig werden will, gebe er etwas von meinem Hunger. Gäbe mir der Mann dann etwas von seinem Essen, so wär uns beyden geholfen. — Nun wohlan, da ist ja Klaus schon, wir wollen gehn.

VII.

Der Mann mit fröhlichem Sinne.

Eine Rede. *)

Frohsinn im Herzen mit seinem lichten Wiederscheine auf das ganze Leben weckt, wie ein schönes Gesicht, an welchem man befriedigt sieht, wie der Mensch seyn kann, so leicht Aufmerksamkeit und Theilnehmung, daß ich mit der Hoffnung, einige willige Betrachter zu finden, ein Sittengemählde eines Menschen mit fröhlichem Sinne, und daneben ein Bild der Erziehung, bey welcher er so heitern Sinnes ward, aufzustellen wage.

Aglaos, so hieß der glückliche Mann, für dessen Abbildung ich Sie jetzt gern ein wenig gewinnen möchte, war reichlich ausgestat-

*) In einer vermischten Gesellschaft gehalten am 27sten des März 1792.

tet mit einem gesunden, geraden Verstande für das Haus und für das Leben, und beseligt durch ein Herz, das rein, wie es aus den Händen des guten Schöpfers kommt, in Eintracht mit seinem gebildeten Geiste stand, stark und fest gegen Erschütterungen, und frey und ruhig im Genusse seiner eigenthümlichen Schätze war. Sein Glück lag in ihm, und so war es unabhängig vom Orte. Denn so wenig er je seines einfachen Landlebens, des täglichen Anblicks der braunen Strohdächer, des Viehes auf den Höfen, und der Eggen und Pflüge vor denselben überdrüssig ward, so wenig würde ihn die größte Königsstadt mit aller ihrer Pracht, mit allem ihren Gewühl zerstreuet haben. Sein Glück lag in ihm, und so war es unabhängig von äußern Umständen. Er war reich ohne vieles Geld, fühlte seinen Werth ohne Rang, und war vergnügt ohne theuer bezahlte Lustbarkeiten.

Selbst Unfälle konnten nie seine Ruhe ganz vernichten. Denn drangen sie bis in das Herz, so mußten sie sich in demselben mit den Gütern seines Frohsinns so vermischen, daß sie von diesen gemildert, oder überwältigt wurden. Und

waren sie zu klein, das Innere zu erreichen, so gleitete ihr Anfall plötzlich an seiner immer heitern Laune ab, die durch den bewölktesten Himmel nicht getrübt, und beym Klingen und Prasseln eines im Hause zerpolterten Gefäßes nicht anbrüchig ward. Die wünschenswürdigste Stimmung seiner guten Seele war, auch außer sich immer Gutes zu vermuthen und zu hoffen, und wenn seine Erwartungen an der Wirklichkeit scheiterten, noch immer das vorhandene Gute aufzufassen, und allen Dingen ihre schönste Seite abzugewinnen. Ach! seine Seele war wie ein reiner Krystall, der immer hell bleibt, den kein Unwetter schwärzt, und der jeden Strahl der Sonne, der ihn trifft, schimmernder zurück glänzt, oder in ein liebliches Farbenspiel spaltet.

Dabey war sein innerer Zustand von der Sinnesart des sorglosen Thoren und des gaukelnden Lustigmachers an Kraft und Wirkung so verschieden, wie ein still loderndes Feuer, bey welchem Gold geläutert wird, von einer gewaltsam in die Höhe getriebenen Rakette, die ein Weilchen schwärmt und Funken sprüht und verlischt. Er war meistens ernst, denn

er hatte Fülle des Gefühls, und konnte auch weinen, o er hat geweint und herzlich geweint, aber nicht Thränen des betäubenden Jammers, sondern der milden Wehmuth, die den Kummer und die Wonne in einander schmelzt, und bey welchen er sich glücklicher fühlte, als andre bey schallendem Gelächter. In seiner Ueberzeugung von der Vaterliebe Gottes und von der Vorsehung, in der lichthellen Hoffnung der Unsterblichkeit, die sich an das jugendliche Gefühl von Kraft und Wonne als eine gleich unwiderlegliche Empfindung anschmiegte, ruhte seine Freude und zur Wache standen umher seine Sitten, seine Arbeitsamkeit, seine anhängliche Häuslichkeit, seine Sparsamkeit, seine Menschenliebe und Wohlthätigkeit.

In wessen Innern es so aussieht, dem enthüllt vertraulich die Natur allen ihren Zauber, den läßt sie immer von neuem, wenn gleich Jahre auf Jahre verrannen, ihre nie veralternden Reige genießen. Noch im höchsten Alter konnte Aglaos des wiederkehrenden Frühlings, und seiner belebenden Lüfte, der sprossenden Saaten und der steigenden Ler-

chen, der duftenden Baumblüte, zwischen welcher das junge Laub sich hervordrängt, des schwelgenden Grüns der Wiesen, des Schmukkes der Feldblumen sich freuen, als ob seine Augen sich zum ersten Mahle daran weideten. Die Getreydehalme des Sommers entzückten ihn immer, als ob er es noch nie gesehen hätte, wie Gott die Menschen nährt. Wenn ein Regen auf den lechzenden Boden rauschte, so wurden ihm oft die Augen feucht, und es war ihm stets, als ob er eine Mutter sähe, die ihr schmachtendes Kind an die tränkende Brust drückt. Die Pracht des Gewitters gab ihm einen unbeschreiblich großen Genuß. Die ganze Aernte mit ihrem Gewimmel war ihm, trotz dem Schweiße der Mühe, ein Fest, und wenn vollends der Aerntekranz gebracht ward, wenn die Sträußer, die Flittern und Bänder an den Sensen und Rechen und an den Aehrenkronen schimmerten und flatterten, wenn die Arbeiter ein Danklied anstimmten, so übermannte ihn oft sein Gefühl. Dann dachte er sich Gott immer als einen Vater, um den sich seine hungrigen Kinder herdrängen, alle strecken sie so schnell, so erwartend die Hände

empor, und der Vater giebt ihnen allen, und dann springen die Kinder lustig fort, und hüpfen umher und genießen, — dann konnte er sich nicht mehr halten, dann eilte er, bald allein, bald mit seinem Weibe in das einsamste Plätzchen des Hauses, und fiel auf die Kniee, und die trunkne Freude ergoß sich in Thränen.

Den Herbst, den er von Jahre zu Jahre lieber gewann, und gegen das Ende seines Lebens seine Jahrszeit nannte, genoß er immer recht vorzüglich. Die nackten Felder und Wiesen, die hangenden Häupter der Blumen, die rothen und gelben umhertaumelnden Blätter, das vor seinen Füßen raschelnde Laub, alle Erscheinungen des Vergehens, des Schwindens und Sterbens umher, machten ihn ernst und nicht schwermüthig, nachdenklich und froh. Es war ihm dann immer, wie einem ist, wenn man im Gefühle der Gesundheit von dem würzigen Athem des Frühlings erquickt, in einem Busche voll lauter blühender Bäume über frischen Rasen wandelt, und aus der Ferne her Glockengeläute zu einem Begräbnisse hört, daß einen leise Wehmuth über-

schleicht, und die Bilder des Welkens, und die Bilder des Aufblühens wollüstig in einander fließen. Kam dann der Winter mit seinem Flockengestöber, jagte der Sturm den rieselnden Schnee in die dicht beblümten Fenster, so äußerte er wohl, er könne nicht umhin, bey der Ruhe der Natur an den Anblick einer schönen schlafenden Mutter zu denken, die sich für neue Geschäftigkeit stärkt.

Wär bey dieser Freude an der Natur auch sein kleines Haus seine Welt gewesen, was hätte ihm gefehlt? Häuslicher Friede und häusliche Ordnung lächelte allenthalben hervor, eheliche Zärtlichkeit wartete der Flamme des Heerdes und streute Blumen ins Gemach, der Vaterfreude huldigte jedes Lächeln eines Kindes, und die Freundschaft übernachtete gern unter seinem Dache. Wär sein Haus auch seine Welt gewesen, was hätte ihm gefehlt? aber der Kreis seiner Freuden war größer. Man wußte es im ganzen Dorfe, daß sich Aglaos so gern freute. Wenn sich also etwas Erfreuliches begab, wenn einer von einer Krankheit genesen, wenn ein Kind gebohren war, wenn sich einer mit seinem

Feinde versöhnt, wenn sich ein Paar junge Leute verlobt, wenn einer etwas geerbt, erworben oder gerettet hatte, so ward es ihm augenblicklich erzählt, das war ihm dann immer ein Fest. Und theilte man ihm gleich gegen Rath und Hülfe auch jeden Kummer mit, so genoß er dabey doch immer des Guten, und pflegte wohl zu sagen, man habe ihm in seinem Leben viel mehr erheiternde, als bekümmernde Berichte erstattet. Eine gute Gesinnung, die er erfuhr, eine edle That, die ihm zu Ohren kam, begeisterte sein ganzes Wesen. Dann beredete er gewöhnlich seine Gattin zu einer kleinen Wandrung nach einem benachbarten Flecken oder Dorfe, um einem Freunde sein Herz auszuschütten. So gleiteten seine Tage vorüber, so blühete sein Leben ab.

Aber litte er denn nimmer einen Verlust, beugte ihn denn nimmer ein Leiden? Ach ohne das bleibt keines Menschen Leben. Auch er verlohr, auch an seine Seite stellte sich der Schmerz, aber dann trat die Freude von der andern herbey, und bot dem Schmerze die Hand, und söhnte ihn mit sich aus. Einst

stand er und sahe mit Vergnügen ein herauf-wogendes Gewitter, und ergötzte sich an den Blitzen, die durch die Nacht der Wolken wie Feuerbäche leuchteten; plötzlich raffte sich der Sturm auf, wüthete in den Wipfeln der Bäume, der Wirbel riß den Staub in Säulen empor, es schwirrte in der Luft, wie ein fernes Waffengeklirr, und ein Arbeiter, der vom Felde kam, stammelte ihm zu: „Herr das Gewitter führt Hagel, und es kommt gerade über die Weizenbreite her.“ Ruhig antwortete er, es wird nicht hageln. Das Wetter war vorüber getobt, und ein andrer trat herein: „Herr die Weizenbreite ist durchaus verhagelt.“ Verhagelt? und durchaus? rief er, und die Thränen stürzten ihm über die Wangen, durchaus? so schlimm wirds noch nicht seyn! die schöne Breite! fünf und zwanzig Jahre hat sie mir das herrlichste Getreyde gebracht! Nun der Herr sey gelobt, daß sie in fünfundzwanzig Jahren nur einmahl verhagelt ist. Aber der arme Hirt hat nicht weit davon einen Morgen Gerste, der ihm und seinen Kindern Brot für den Winter geben sollte? „Den hats nicht mit getroffen, Herr!“

Gott sey gelobt, daß der dürftige Mann seine Gerste behalten hat, wir können es noch wohl tragen, sagte er seiner Gattinn, die ihm blaß und sprachlos in die Arme sank, wir müssen nun eine Weile um so sparsamer seyn, um so emsiger arbeiten, und das wird uns sehr wohl thun. So trug er jeden Verlust mit einem Kummer, in welchen sich die Erinnerung an genossenes Gutes zu einer so ruhigen Wehmuth mischte, wie man sie fühlt, wenn man ein Spielzeug aus den Tagen seiner Kindheit erblikt, und dabei bedenkt, wie die Zeit dahin ist, und wie sie so selig war.

Auch sein Herz ward angegriffen, er mußte sich von Freunden und Geliebten trennen an verschiednen Scheidewegen, oder an dem letzten, am Grabe. O er fühlte wohl den Harm der Trennung, aber sein Frohsinn warf auch über diesen einen hellen Schleyer, es war ihm dann so halb wohl und so halb wehe, wie wenn man nach einem recht freudenvollen Besuche von lieben Leuten reist. Man weint dann, man ringt die Hände, man hängt lange noch an den Thürmen des verlassenen Orts, im-

mer ists einem, als müsse man dahin zurück; aber bald verweben sich die Bilder der vergangnen Lust mit der schmerzlichen Empfindung, und die Erinnerung würzt noch manche folgende Tage. Es starben ihm Kinder, ach! er vergaß sie nie, ihre Bilder sprangen vor ihm im Hofe, sie saßen neben ihm am Tische, sie spielten um ihn im Garten, sie schlichen ihm nach auf einsamen Spaziergängen, und besuchten und küßten ihn in seinen Träumen; aber immer fühlte er mehr, was er an ihnen hatte, als was er an ihnen verlohr, sie standen in der Geschichte seines Innern da, wie ein lieblicher Morgentraum, an dem man, auch wenn er verschwunden ist, noch mit Befriedigung hängt. Oder vielmehr, sie waren ihm nicht verschwunden, sie waren noch sein, sie waren ihm wohl aufgehoben an einem andern Orte, zu welchem man noch einmal kommt. Wie eine dürftige Mutter in ihrer stillen Hütte an ihrem Sohne hängt, der in einem fremden Lande ein großer Mann geworden ist; — sie hätte den Sohn freylich gern um sich, aber sie weiß, daß er anderswo Wohlseyn fühlt und wirkt, und er giebt ihr

aus der Ferne reichliche Nahrung und Wonne, — so hing Aglaos an seinen geschiednen Kindern.

Auch seine Gattinn ging ihm mehrere Jahre voraus, wer könnte seinen Schmerz nicht fühlen, und wer könnte ihn beschreiben? Aber er blieb sanft und seiner mächtig: in seinem Hause hörte man nicht das Aechzen der Verzweiflung, nicht das Angstgeschrey des mit der Vorsehung hadernden Unmuths, es war freundlich still im Hause, wie wenn ein lieber Mensch müde geworden ist, und schläft, den man nicht stören will. Selbst das Todtenzimmer schreckte nicht durch trüben Leichenpomp, ein Freund, dem er die Beschickung übertrug, hatte alles nach seinem Geschmacke geordnet. Geschlossen stand der Sarg, eine Schnur von Wiesenblumen umschlang ihn rings, und von oben her wallten Kränze von weißen Rosen mit Vergißmeinnicht durchflochten herab, über dem Sarge hing das Bild der Beweinten, wie sie als schöne Braut war, und darunter stand auf einem Tische in einem Scherben ein verblühter Rosenstock mit der Unterschrift: Er blüht wieder.

An einem frühen Morgen folgte Aglaos

dem Sarge zur Grabesstätte, und als bey seinem starren Hinschaun in die Gruft andächtig Klopstocks Lied gesungen ward: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh," indeß das Morgenroth majestätisch heraufstieg und die ganze Grube mit Rosenlichte füllte, und seine Thränen von der Morgensonne geröthet wie glühende Tropfen auf seine Wangen fielen, da kämpfte sein Wehe mit den großen Bildern der Vollendung. Die letztern überwanden, entzückt schwang sich sein Geist auf erhabnen Vorstellungen über sich selbst, es war ihm, als sähe er seine Gattinn unaussprechlich verschönert, als reichte sie ihm einladend die Hand, als flüsterte sie mit melodischer Stimme: du kommst nach! als lispelte sie ihm in hoher Harmonie zu: Auf der Erde ists schön, aber dort ists schöner. Er sagte daher auch seinem Freunde, als er ihm hernach innigst bewegt an die Brust sank: Nie ward ich von außen mehr bestürmt, und nie war ich in meinem Innern befriedigter, Freund, der Schmerz ist etwas Wohlthätiges, er gibt große Gedanken.

Er verlebte darauf manche Stunde in den

Gefilden der Erinnerung, in welchen die Träume seiner Knabenzeit, die Freuden seiner Jugend, die Seligkeiten seiner Liebe und seiner Ehe, Vaterfreuden und Vatersorgen, und alle Segnungen, die ihm je wurden, vor ihm vorüberschwebten: und blickte mit Hoffnung und bleibendem Frohsinn vorwärts aufs Grab. Denn nie hatte das Grab ihn geschreckt, Tod und Grab hatten immer unter so lichten Bildern von Ruhe und Frieden in dem Gebiete seiner Gedanken gestanden, wie ein einsamer Kirchhof mit seinen moosichten Hügeln, mit seinen schattigen Linden, mit seinen neuen und verwaschenen Leichensteinen, in einer lachenden Landschaft, aus welcher man ihn nicht missen möchte.

Er war ein heitrer Greis, den die Kinder von Herzen lieb hatten, weil er ihnen Früchte brachte, und ihnen stundenlang freundlich zusahe, wenn sie spielten, und genoß noch des letzten Frühlings, wie aller vorigen. An einem warmen Tage durchwandelte er noch seinen Garten, sein graues Haupt streifte an den jungen Obstbäumen, daß ihm die röthlichen Blüthenblätter über

die silbernen Haare rieselten. Da freute er sich noch, daß die Erde so wunderbar schön sey, da freute er sich noch, daß sie für andre schön seyn werde, wenn er sie nicht mehr sehe. Am Morgen darauf fand man ihn unerwecklich, und es schien, als lächelte er, und seine Gebärde im Sarge war die eines Befriedigten, als ob ein Abglanz der Vollendung, zu welcher sein Geist sich erhob, von seinem kalten Gesichte zurückleuchtete. Er hatte die Kinder so geliebt, darum gingen Kinder mit Blumenkörbchen vor seiner Leiche her, und beschütteten den versinkenden Sarg mit Blumen, und seine Söhne hatten den natürlichen Gedanken, sein ganzes Grab mit Rosenstöcken zu bepflanzen. Die blüheten denn immer reichlich und voll, und alle Wandrer blieben stehen und schauten lange auf das Grab, und wandelten mit erheitertem Sinne weiter.

Wenn Sie, gütige Zuhörer, Ihre Aufmerksamkeit auf dieses Sittengemählde nicht ganz gereut, so darf ich ja wohl von Ihnen noch ein Paar Blicke auf ein Bild der Erziehung, durch welche der Mann so zufriednen Her-

zens ward, aber zugleich auch Verzeihung hoffen, wenn ich hier noch mehr als bisher bloß in allgemeinen Umrissen etwas zusammendränge, was den reichhaltigsten Stoff für eine ganze Reihe von Erziehungsgemählden darböte. Aglaos dankte seinen Frohsinn vorzüglich der Heiterkeit, der sanften Milde seiner Eltern. Seine Mutter war, schon ehe sie ihren Neugebohrnen küßte, stets vergnügt, stets guter Laune gewesen, und als der Säugling nun gleich der genießenden Unschuld in den Armen der Liebe an ihrer Brust Kraft und Leben sog, da schimmerte seinen Augen, so oft er sie hob, der Sonnenschein des holden, zum Lächeln winkenden Mutterblicks entgegen. Man glaubte allgemein, daß dieser Empfang in der Welt, wie die Begrüßung eines gern gesehnen Gastes, dieses Willkommen wie zu einer fröhlichen Gesellschaft, die Seele des Kindes früh für die Gefühle der Freude gestimmt habe. Wahrscheinlich hatte man Recht. Die Gewalt der ersten Eindrücke und der Umstand, daß man in manchen Familien warme, offene, wohlmüthige, in andern kalte, verschlossene, mißmüthige Gesichter

beynahe erblich sieht, scheint dafür zu sprechen. Vielleicht bestätigt künftige genauere Beobachtung die Meynung, daß aus dem Schooße einer freudigen Mutter, aus den Armen einer lustigen Wärterinn meistens ein Mensch mit guter Laune hervorgehe; daß hingegen der mürrische Blick einer Mutter, der das Kind gleichsam fragt, was es in dieser düstern Welt wolle, und das hole Drohen, oder das gellende Keifen einer scheltenden Magd, manchen schon im ersten Jahre um einen Theil seines Frohsinns so gewiß betriege, als ein jäher Ruf des Schreckens, ein erschütterndes Angstgeschrey schon manchem Kinde das Leben, oder den Verstand raubte, oder es doch kränklich reizbar machte.

Jene Freundlichkeit, jener sich mittheilende Frohmuth der Eltern begleitete denn den Aglaos auch in das Knabenalter hinüber. Sie nahmen Theil an seinen Tändeleyen, ließen sich herab zu seinen kleinen Spielen, und freuten sich mit ihm seines Spielzeugs. Sie meynten, ein Kind, welches so recht mit Antheile des Herzens spielte, habe Anlagen zum frohen Sinne, die man durch stolze und

wegwerfende oder auch nur kalte Blicke auf seine kindische Geschäftigkeit verletzen könne, weil daraus das Kind, das nun einmahl nur für Kleinigkeiten Sinn und an Kleinigkeiten seine Lust habe, die Vorstellung fassen werde, daß mit Einsicht und Erfahrung, die es seinen Eltern zutrauet, Verachtung der Fröhlichkeit verbunden, und daß ein finstrer Sinn und Weisheit eins sey. Die Kindheit, sagte der Vater wohl, ist allerdings Vorbereitung für das Leben; aber sie ist nicht bloß Vorbereitung, sie ist auch an sich schon Leben, und wie die vielen kleinen Hügel auf den Todtenäckern predigen, vielleicht das ganze Leben, sie muß also auch nach ihrer Art als der Lenz des Lebens genossen werden. Kinder sind im Paradiese, aus welchem sie freylich einst treten müssen, weil es den Menschen gut ist, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu essen, aber warum sollte man ihnen ihr Paradies verkümmern, warum sie mit Gewalt so früh aus demselben stoßen, warum nicht alles thun, damit sie aus dem Garten der Kindheit in das Feld der männlichen Thätigkeit recht viel von den Gü-

tern hinüber retten, die sie dort beseligten.

Ja wohl beseligten. O ein Kind ist ein seliges und ein liebenswürdiges Geschöpf! Wer fühlte sich, wenn er Jesu Größe und hohe Weisheit bewunderte, nicht geneigt, zu weinen vor Rührung, wenn derselbe Jesus so wahr, so einfach, so mit Fülle des Gefühls, so tief aus der schärfsten Menschenbeobachtung geschöpft sagt: Werdet wie die Kinder! Wer wollte es den Menschen nicht wünschen, daß sie blieben wie die Kinder, wer den Kindern nicht gönnen, daß sie sich mit ihren Schätzen so recht versorgen für das Leben! Ach daß es nicht so oft anders wär, ach daß nicht so viele mit ihrer Unbeholfenheit ihre Redlichkeit, mit ihrer Unwissenheit ihre Unschuld und Harmlosigkeit verlöhren! ach daß in den Knaben und Mädchen, so wie das gelbe Kinderhaar dunkler wird, nicht auch der heitre Sinn sich schwärzte und trübte, ach daß der Knabe mit dem Balle und dem Kräusel nicht seinen Frohmuth und Frieden wegwürfe, und nicht das Mädchen mit der Puppe seine Ruhe!

Darum war es denn dem Vater des Aglaos Hauptsache, seinem Sohne den ganzen Sinn der Kindlichkeit und besonders, was uns hier angeht, die Innigkeit des Gefühls, die Lust an der Schönheit der Natur, und die glückliche Stimmung für die Freude zu bewahren. Er ließ deswegen das Kind seine reinen Gefühle ganz ausempfinden, und hemmte eben so wenig die nicht gefährlichen Sprünge einer unschuldigen Lustigkeit, als Thränen, die das Mitleid oder die Wonne auspreßte, weil er meynte, man sey am glücklichsten, wenn die Seele wie ein Saitenspiel jeden Wohlklang wiederhole, und am frohsten, wenn man noch leicht weinen könne. Deswegen war ihm das Vergnügen seines Kindes über die Reize der Natur, an welchen man immer und umsonst sich sättigen kann, so heilig, daß er für ihren Genuß des Knaben ganzen Geist zu stärken, sein Herz aufzuschließen, seine Augen zu erhellen, alle seine Sinne zu öffnen strebte, indeß manche andre Eltern zwar bereitwillig Geld hergaben, ihre Kinder die elenden, oft verführerischen Possen herumstreifender Gaukler sehn zu

lassen, aber jeden wärmern Ausbruch von Bewundrung der großen Schauspiele der Natur mit befremdender Kälte aufnahmen.

Eben so benutzte er die eigenthümliche Stimmung der Kinder für ergötzende und lachende Vorstellungen, die Seele seines Zöglings, ohne sie durch falsch verschönernde Begriffe zu täuschen, so viel als möglich mit heitern Gedanken und lieblichen Bildern zu füllen, und seine Augen zum ruhigen Blicke auf die unvermeidlichen Uebel und Unbequemlichkeiten zu gewöhnen. Wohl dem, dem es so geworden ist! dem verbittert nicht ängstliche Furcht vor einem unschädlichen Thiere manche Stunde, den jagt nicht Ekel und Abscheu vor manchem Geschöpfe von den reizendsten Plätzen, den scheucht nicht das prächtige Gewitter in das Dunkel der Keller, der erblickt immer Tod und Grab unter den erfreuenden Gestalten harmloser friedlicher Freundlichkeit, in welchen er im Morgenroth seiner Kindheit, im jungen Gefühle seiner Kraft, im Anhauche seines blumichten Lenzes sie sahe. Wenigstens war es mit unserm Aglaos so, der sich den Tod stets mit den

Belehrungen des Vaters über eine schlafende Raupe zusammendachte, aus welcher ein schöner Schmetterling hervorflatterte, und beym Anblick der Gräber sich immer noch der Wiesenblumen erinnerte, die ihn der Vater auf Todtenhügeln pflücken ließ.

Bey dem allen eilte der Vater nicht, seinem Kleinen sogar früh seine kindischen Belustigungen zu verleiden, weil er es nicht billigte, Knaben und Mädchen mit Gewalt, oder durch höhnische Verkleinerungen ihrer Spiele von diesen wegzutreiben. Und ich denke, er hatte dazu seine Gründe. Ich will nicht fragen, ob manche Vergnügungen der Erwachsenen so viel mehr werth sind, als Kräusel und Puppen? ich will nicht fragen, ob man fürchtet, daß nie etwas kommen werde, worüber der Jüngling den Ball, und das Mädchen seine Puppe, und wenn sie zehnmahl reizender wär, als Puppen zu seyn pflegen, vergessen wird? Ich will nicht sagen, daß es einen dauern muß, wenn so ein armes spielseliges Kind, dem man angekündigt hat, daß es seine Lumpen nun wegwerfen müsse, weil es ein gar gewaltig großes Mädchen ge-

worden sey, doch immer noch zu seiner kleinen schmutzigen Freundinn schleicht, sich mit ihr in einen Winkel stiehlt und mit seitwärts forschenden Augen späht, ob nicht jemand seine vertrauliche Unterhaltung belauscht. Wegen seiner Folgen hat dieser letzte Auftritt für den Erzieher eine ernsthafte Seite, indem das Verstohlne beym Spiele für offne Freuden verstimmt, und versteckten, und allein genossenen Vergnügungen schädliche Reize ertheilt.

Der Vater des Aglaos brauchte zur Hemmung der Spielsucht seines Sohnes ein andres Mittel, welches eigentlich das Meisterstück seiner Erziehung war, indem er nach dem richtigen Grundsatze, daß ohne Arbeit kein froher Sinn möglich sey, alles ersann und aufbot, sein Kind zu gewöhnen, im Fleiße seine Ehre, und in der Geschäftigkeit sein Vergnügen zu finden. Bloß nach Tagen anhaltender Arbeit wurde daher bisweilen eine kleine Lustbarkeit, etwa ein Frühstück beym Aufgehn der Sonne, oder ein Abendessen im Freyen genossen, wodurch der Vater in der Seele des Sohnes die Begriffe von

Fleiß und Freude fest aneinander knüpfte. Durch eigne Heiterkeit dabey überzeugte er ihn, daß ein verständiger Mensch sich nicht schämen dürfe, es so recht auf das Frohseyn anzulegen, und durch die Einfachheit und Wohlfeilheit des Vergnügens gab er ihm die Lehre, daß die Freude sich nicht erkaufen und erkünsteln läßt, daß man sie in sich mitbringen muß, wenn man sie finden will, und daß ein fröhlicher Sinn die Lust ohne viele Kosten haben kann. Durch Arbeit vorzüglich erhielt er seinem Kinde auch die Gesundheit, die Gesundheit, die eben so aus dem kleinsten Guten Entzücken saugt, als sie aus den gemeinsten Speisen Kraft zieht, und die himmlische Unschuld, den schönen leicht beleidigten, leicht verscheuchten Schutzgeist, dessen Schild so vieles Wehe zurück hält, der über alles den hellesten Lichtglanz ausgießt.

Bey diesem Geschäfte der Bildung kam ihm ein vortrefflicher Sittenlehrer, ein ehrwürdiger Prediger zu Hülfe. Dieser zeigte ihm die Tugend stets als Führerinn zu unvergänglicher Befriedigung. Weit entfernt, durch unverständliche und leere Sätze, über

welche sich nur streiten läßt, das Vorurtheil in ihm zu erregen, daß die ganze Religion bloß zwischen die kalten Wände der Kirche, oder gar in das düstre Gebiet der Streitsucht gehöre, machte er ihm die Religion zum Geschäfte und zum Schatze des Lebens. Von Herzen verkündigte er ihm und senkte ihm ins Herz den Glauben an Gottes Vaterliebe und Vorsehung, in deren Armen wir ruhen, an Größe, Würde, Weisheit und Liebe des Sinnes und Handelns, die uns in Jesu versinnlicht ist, und an Unsterblichkeit. Darum wurde hernach dem Jünglinge und dem Manne die Religion Wonne, und die seelenerweiternde Andacht Entzücken, eine Wonne, ein Entzücken, die über körperliche Freuden eben so erhaben sind, als der feyerliche Gesang einer andächtigen Menge beym herzerhebenden Orgelklange eine ganz andre Musik ist, als ein lustiges Lied auf der Gasse.

So erzog den Aglaos sein Vater, und wenn man diesem in allem, worin er Recht hatte, folgte, so würden die Menschen häufiger werden, die mit dem Gute des Frohsinns lächelnd an einander vorbey wallten, als

winkten sie sich zu: Es ist schön auf der Erde! so würden die Menschen häufiger werden, die in ihrem Herzen für jede reine Freude Raum, gegen jeden Kummer eine Zuflucht fänden, die jedem Tage sein Gutes, jeder Arbeit ihr Belohnendes, und der kleinsten Aeusserung der kleinsten Kraft ein Vergnügen abgewönnen, wie ich jetzt fühlen werde — — wenn Sie mir verzeihen wollen, daß ich so lange sprach.

VIII.

Die Rettung.

Siehst du jene dicht umlaubte Hütte
Von der Hecke dunklem Grün umwebt,
Ueber welch' aus junger Ulmen Mitte
Schillernd sich die Silberpappel hebt?
Wie der Heerd' ein kleines Wollenthier
Weit entirret, steht das Hüttchen hier
Fern vom Dorf', umrankt von schlanken Reben
Und von Bäumen voller Frucht umgeben.

Windolf wohnte noch vor wenig Jahren
Einsam mit der süßen Tochter hier;
Bey den Spielen schöner Mädchenschaaren
Hieß Sophie stets des Dorfes Zier:
Ihren Reiz umfloß Bescheidenheit,
Und ihr Sinn besänftigte den Neid,
Jeder Jüngling sahe sie mit Sehnen,
Ach und mancher mit geheimen Thränen.

Wenn sie Trauben oder Gartenfrüchte,
Leicht bedeckt vom gelben Binsenhut,
Mit der Unschuld Würd' im Angesichte
Und bezaubernd durch der Augen Gluth
Sittsam in das nächste Städtchen trug,
Manchem jungen feinen Städter schlug
Dann das Herz, verfärbten sich die Wangen,
Sank der Blick von ihrem Reiz befangen!

Schwärmend denkt er lange noch der Schönen,
Fragt versenkt in süße Träumereyn:
Wär ich einer von des Dorfes Söhnen,
Würde dann das gute Kind wohl mein?
Ach wem macht ihr zarter Rosenmund,
Wem ihr blaues Auge Liebe kund?
Wer wird traulich ihr ins Auge blicken?
Wen ihr Kuß, ihr Kosen wen entzücken?

Auch ihr Vater, der den nahen Tagen
Seiner Schwäch' entgegen sah, begann
Oftmahls sorgenvoll bey sich zu sagen:
Wer verpflegt mich einst als Tochtermann?

Wer es sey, nicht ohne feines Gut
Erb' er mein Vermögen und mein Blut,
Thöricht wär ich, wollt' ich leeren Händen
Meine Tochter und mein Gärtchen spenden.

So versteigert man der Jungfrau Reize,
Stiehlt dem Männerwerthe seinen Sold,
So verkauft man Schönheit reichem Geize
Und des Weibes Tugenden um Gold,
Handelt hier ein Mädchen für ein Land,
Schmiedet dort an Häuser eine Hand;
Und der Pflüger stößt um einen Morgen
Seine Tochter in Verdruß und Sorgen.

Armes Mädchen! Alberts leeren Händen,
Diesen Händen fleißig, deutsch und rein
Will dein karger Vater dich nicht spenden,
Reich an Gütern soll dein Gatte seyn.
Ha! so thät dein zarter Rosenmund
Nie dem Auserwählten Liebe kund,
Sollte nie dem Lenz der Liebe blühen,
Nie von ihrem Kuss' und Kosen glühen?

Ach warum mußt du den Jüngling kennen?
Ach warum so freundlich nach ihm sehn,
Nach ihm seufzen, einzig für ihn brennen,
Zärtlich horchend seiner Rede stehn?
Ach was hat dein kühner Mund gewagt?
Treue hast du jüngst ihm zugesagt,
O wie wird die fest verschlungnen Herzen
Nun der Streich der jähen Trennung schmerzen!

Ohne bange Furcht vor nahem Wehe
Kommt ermuntert von der holden Braut
Albert einst, daß er sein Glück erflehe,
In die Hütt', als rings die Dämmrung thaut.
Klingelnd scholl der Abendglocke Hall,
In der Hecke sang die Nachtigall,
Stern auf Stern begann bereits zu funkeln,
Und die Gegend sanft sich zu verdunkeln.

Aber Weh dem guten Liebevollen!
Manches Wörtlein, das er mühsam fand,
Manche Thränen, die dem Aug' entquollen,
Baten, flehten um die theure Hand;

Doch des Alten unmuthsvoller Blick
Scheucht der Hoffnung stolzen Traum zurück,
Daß der Jüngling fürchterlich erschüttert
Wie vom Fieberfrost' ergriffen zittert.

Er ermannt sich: Gib mit deinem Segen
Mir die Tochter, fährt er fort zu flehn,
Kindlich will ich deines Alters pflegen,
Deine Wünsch' in deinen Augen sehn,
Dich entheben aller schweren Last,
Gern für dich entbehren Freud' und Rast,
Sorgsam dich bis zu den letzten Tagen
Als ein Kleinod auf den Händen tragen.

Doch er bittet, er gelobt vergebens,
Zornig kehrt von ihm der Greis das Haupt,
Und der Kraft, der Seele seines Lebens
Fühlt auf einmahl Albert sich beraubt.
Wie verurtheilt, nimmer froh zu seyn,
Höret er des Vaters rauhes Nein,
Bebt, und wankt dann mit gehemmtem Schritte
Händeringend aus der trauten Hütte.

An Sophiens thränennasser Wange
Hing zuletzt sein thränenvoller Blick,
Und auf seinem dunklen Irregange
Dacht' er an ihr Weinen nur zurück,
Denn verhaßt war ihm sein stilles Haus,
Durch des nahgelegnen Forstes Graus
Streift er zwischen Heckendorn und Ranken
Einsam in verworrenen Gedanken.

Um ihn rauscht das Laub wie leiser Regen,
Um ihn tönt das Lied der Nachtigall,
Und, als schritt ein Mann ihm stark entgegen,
Seines Fußtritts holer Wiederhall:
Taub für alles irrt er manchen Steg
Auf und nieder, bis ein breiter Weg,
Welcher sich zum Dorfe nieder neiget,
Ihm von fern Sophiens Hütte zeiget.

Sieh das Lämpchen! durch das Fenster bleichte
Bäum' und Reben sein gebrochner Schein,
Alle Ruhe, jede Wonne däuchte
Da dem Jüngling' eingebannt zu seyn.

Wie der erste Mensch das Paradies
Weinend anblickt', als er es verließ,
Also schaut der Jüngling nach der Hütte,
Und verliert sich in des Waldes Mitte.

Neben eines Wartthurms wüsten Trümmern
Sank er in verwildertes Gesträuch,
Sah vertieft des Sternenheeres Schimmern
Wiederleuchten in des Thales Teich,
Und der Ruf der Unken hallte weit
Wie der Klang von dumpfem Nachtgeläut,
Motten flatterten im schwarzen Laube
Und der Marder schlich umher zum Raube.

Gleich den Schatten, die den Wald umdüstern,
Schwärzte Harm und Unmuth seinen Sinn,
In des Dickichts schwermuthsvolles Flüstern
Horcht er lang' in trübem Staunen hin,
Endlich wankt er wieder manchen Steg
Auf und ab, bis ihm ein breiter Weg,
Welcher sich zum Dorfe nieder neigte,
Abermahls Sophiens Hüttchen zeigte.

Dunkel lag es, und des Hundes Bellen
Gellte durch die Stille weit und hell;
Lieblich mahnt der Glockenklang der Schellen
Einer Heerd' und schallendes Gebell
An Gefühle sichrer Häuslichkeit;
Aber schrecklich! wenn das Loos gebeut,
Von den Lieben und von allen Freuden
Trauter Heymath ewig abzuscheiden.

Ewig däucht sich Albert abgeschieden
Von des Dorfes alter Freundlichkeit,
Nirgends findet dieses Herz nun Frieden,
Hoffnungslose Liebe dir geweiht.
Nimmer, seufzt er, nimmer öffnet mir
Sich der nie vergessnen Hütte Thür,
Nimmer wird der Hund von meinem Streicheln
Leicht bezähmt vertraulich mich umschmeicheln.

Ach wenn ich beglückt das Hüttchen grüßte,
Und er spränge wedelnd auf mich zu,
Hüpft' umher, wenn ich die Holde küßte, —
Schrecklich eitler Traum wie peinigst du!

Wie der erste Mensch das Paradies
Tief in schwarzen Gram versenkt verließ,
Also wollt' er sich von Neuem wenden,
Und verbarg das Antlitz mit den Händen.

„Nur noch einen Anblick! — bin ich trunken?
Rief er, oder faßt mich wilder Wahn?
Oder glänzt es? — siehe noch ein Funken!
Dampf und Funken steigen himmelan.
Ach Geliebte! Feuer! — siehe, schnell
Werden jetzt des Daches Löcher hell. —"
Mit der Liebe flügelraschem Schritte
Stürzt er frostig bebend nach der Hütte.

Seine Theure, matt von schwerem Kummer,
Daß sie fruchtlos ihren Vater bat,
Lag von einem träumereichen Schlummer
Ueberwältigt, als sich Albert naht.
Sieh mit ungestümem Knattern brach
Schon die helle Flamme durch das Dach,
Durch die Fenster und durch alle Ritzen
Sieht er Funken sprühn und Flammen blitzen.

Er durchstürmt die Thür, mit schwarzem
Dampfe
Braust entgegen ihm der Flamme Wuth,
Aber wie der grimme Löw' im Kampfe
Dringt er unaufhaltsam durch die Gluth,
Sammelt seine Jünglingskraft und rang,
Bis er glücklich in die Stube drang,
Wo durch Zuruf und des Feuers Krachen
Kind und Vater halb erstickt erwachen.

Wilder wallen nun des Feuers Fluthen,
Rings ward alles hell, wie lichter Tag.
Eilet, rief er, folgt mir durch die Gluthen,
Faßt mich, ringet, dränget euch mir nach!
Aus des Dampfes und des Feuers Graus
Reißt er beyde stürmend durch das Haus,
Durch die Thür, die Funken sprützend brannte,
Und beynahe schon den Ausweg bannte.

Prasselnd sank alsbald das Dach zusammen,
Welchem Alberts Arm sie kühn entrang;
Durch die Schaaren, die dem Schein der Flammen
Folgten und dem Feuerglockenklang,

Führt er sie mit rascher Zärtlichkeit:
„Kommt, mein Hüttchen ist für euch bereit,
Zaget nicht, ihr seyd bey mir geborgen,
Meine Hände werden uns versorgen.“

O wie freundlich pflegt er seiner Gäste,
Stillt durch milde Tröstung ihren Harm,
Beut von allem, was er hat, das Beste,
Und zum Bau der Hütte seinen Arm. —
Als darauf das Hüttchen wieder stand,
Nahm der Vater einst der Tochter Hand,
Sie mit diesen Worten und mit Segen
In des treuen Jünglings Hand zu legen:!

„Rissest du nicht aus der Gluth mein Leben,
Die durch meinen Unbedacht entstand?
Guter Albert, o was kann ich geben,
Als was du verlangst, der Tochter Hand?“
Heil dem Mann! Sophiens Rosenmund
That ihm laut des Herzens Treue kund,
Ihn entzückt der Liebreiz ihrer Jugend,
Und für ihn bewahrt sie jede Tugend.

LB Coburg

Siehe jetzt die dicht umlaubte Hütte
Hinter jener Hecke grünem Flor
Sich eröffnen; aus des Hauses Mitte
Tritt der junge schlanke Mann hervor,
Um ihn hüpft ein kleines Mädchenpaar,
Und ein Knäblein spielt an seinem Haar,
Sieh den guten Vater mit Vergnügen
Seinen Knaben in den Armen wiegen.

Scherzend folgt die Gattinn seinen Tritten,
Will ihr Kind in süßem Muttersinn
Tändelnd halb entrauben, halb erbitten,
Und er küßt die schöne Räuberinn.
Fest umschlingt sein liebefrohes Herz
Stiller Fried' und leicht beschwingter Scherz,
Wie sein Hüttchen traubenvolle Reben
Und von Frucht gebeugte Bäum' umgeben.

IX.

Mitleid.

In einer der versteckteſten Gaſſen einer groſſen Stadt wohnte unter einem ſich ſenkenden Dache ein Häuflein der dürftigſten Menſchen beyſammen. Ach wo hauſt wohl nacktere und hungrigere Dürftigkeit, als in der Nähe des glänzendſten und ſatteſten Ueberfluſſes, und wo ſchaut dem Beobachter die leidende Menſchheit ſeelenrührender in die Augen, als wenn er von einem Gange zwiſchen dem ſpiegelnden Glaſe, dem ſchimmernden Erze, den aufgethürmten Marmorplatten und den ſtolzen Säulen prangender Palläſte eines Königsſitzes ſich in die engern Plätze verliehrt, wo in niedern Hütten der blaſſe Mangel am Webeſtuhle keicht und die unerfahrne Armuth

vielleicht von der Verführung belauert halb satt und halb gekleidet das Wollenrad drehet?

Wenn doch solche arme Arbeiter das hätten, was in diesem und jenem reichen Hause schier weggeworfen wird! O man stellt es sich nicht vor, wie begierig Viele das empfangen würden, was man selbst nicht mag. Wenn es so manchen von den edlen Reichen, deren es in den großen Städten Gottlob mehr gibt, als man bisweilen sagt, des Morgens, wenn sie aus den Daunenpfühlen ihrer Betten in die Polster ihrer Sophas sinken, einfiele, wie um sie her hier und da zwischen feuchten Wänden die Sorge schon seit der Dämmrung wachte und weinte, so spräche wohl der Gatte zur Gattinn: Meine Beste, ich dächte, wir ließen heute das Gefrorne, wovon gestern die Rede war, weg, wir haben ohne das zu viel Schüsseln, und die Gattinn erwiederte: Gut, wir wollen auch den theuern Champagner nicht zum Ueberflusse wie neulich des Abends in den schon zu starken Punsch schütten; und beyde kämen einander mit dem Vorschlage entgegen, wir wollen dafür lieber einem zurückgekommenen

Handwerker, oder jammernden Wittwen und Waysen Brot geben. So hätte zuverlässig mancher Gute gesprochen, wenn ihm das Elend des bedrängten Webers bekannt gewesen wär, von welchem ich jetzt rede.

Mehre Wochen war der Mann mit drey Kindern schmerzlich und tödtlich krank gewesen, und sein Weib hatte die Siechen liebreich verpflegt. So war nichts erworben worden, so hatte die kostbare Krankheit das Wenige, was vorher der Fleiß erübrigte, verzehrt, so war alles Entbehrliche der leicht überzählten Kleidung, ach selbst schon etwas aus dem Bette verkauft und versetzt. Denn die Arbeitsamkeit, immer von eignem Vorrathe, wenn auch nur trocknes Brot zu essen gewohnt, war zum Betteln zu schaamhaft. Beynahe einen ganzen Tag hatte keiner etwas genossen, und die Noth wurde immer übermannender, so wie beym Anfange der Genesung die ausgesogne Natur ihre Erschöpfung durch Sehnen nach Stärkung, durch Lechzen nach Erquickung empfindlicher machte. Es war ein herzzerreißender Anblick, vier Menschen auf kümmerlichem Lager zu sehn,

blaß, abgezehrt, mit herausgetretnen Knochen, über welche die bleiche Haut sich spannte, ein Anblick wie von vier Todten, aber viel erschütternder, wie wenn Todte die Augen zu schwermüthigen Blicken aufschlügen, und die Lippen zu Klagen öffneten. Mancher begüterte Jüngling hätte bey dem Anblicke gewiß seine goldne Uhr aus der Tasche, manche reiche junge Schöne ihren Ring vom Finger gezogen, um den Unglücklichen Sättigung dafür zu schaffen.

Ein heitrer Morgen war angebrochen, aber in der kleinen Stube war es trübe, und das unberathne Weib stand mit nassen Augen wie im Starrsinn verlohren am Fenster und schaute unverwandt in das weiße flockichte Gewölk am lichten blauen Himmel. Mir fällt noch etwas ein, begann mit matter Stimme der Hausvater auf seinem Bette, und nannte ein Paar Frauen von ihrer Bekanntschaft, die armen Weiber können freylich auch wenig erübrigen, aber sie haben immer hübsch zu thun, und sind arbeitsam und häuslich, vielleicht vermöchte uns eine davon mit ein Paar Groschen zu helfen. Schnell, als wär das

auch schon ihr Gedanke gewesen, raffte die Frau sich zusammen, und trat den Gang zu den dürftigen Freundinnen an.

Sie fand die erste an ihrem Rade, und auf ihrem Schooße lag ein Gebetbuch, in welchem sie andächtig las. Die gebrochene Stimme, mit welcher die Gattinn des Kranken zu reden begann, die Thränen, die ihr über die Wangen stürzten, die unwiderstehliche Gewalt, mit welcher das Gefühl der Noth, und der Wunsch, den Ihrigen zu helfen, sprach, bewegten die arme Spinnerinn so, daß sie, noch ehe jene ausgeredet hatte, schon mit den Blicken und der Stellung des tiefsten Schmerzes vor der Bittenden stand, ihr die Hände auf die Schultern drückte, und durch die herzlichsten Klagen sie überzeugte, daß sie ihr nicht helfen könne. Der letzte Winter hatte sie gezwungen, ein Paar Thaler aufzunehmen, welche noch nicht ganz bezahlt waren, sie besaß jetzt nicht einen Pfennig, und würde, wie sie versicherte, heute auch nichts zu essen haben, wenn sie nicht gegen Mittag zur Arbeit in ein Haus bestellt wär, wo der Tisch ihr mit gedeckt seyn werde. Noch bekümmerter

durch diese Erzählung, als sie vorher war, und noch hoffnungsloser schlich die gebeugte Frau des Webers zu der andern Freundinn weiter. Die Spinnerinn aber sank traurig auf ihren Schemmel, blickte in tiefen Gedanken und mit feuchten Augen auf ihr Rad, und als sie ihr Gebet auslesen wollte, tröpfelten ihre Thränen reichlich und lange auf das Buch. Die gute mitleidige Frau, wie mußte es an ihrem Herzen nagen, daß sie nichts ersann und erfand, womit sie ihrer Freundinn helfen konnte.

Diese hatte indeß ihre zweyte Bekannte erreicht, die eben völlig fertig war, zur Arbeit aus ihrem Stübchen zu gehn. Gott im Himmel, erwiederte der Klagenden die Fromme, warum bin ich so arm? rechnet es mir nicht zu, liebes Weib, daß ich euch so ungetröstet weggehn lasse, ich bin unschuldig, der letzte Winter hat mich zurückgebracht, Geld habe ich seit mehrern Wochen nicht gehabt, mein letztes Brot habe ich gestern Abends und heute früh verzehrt, was ich heute essen will, das muß ich heute erst verdienen, guter Gott, was mache ich? was fange ich an?

was gebe ich euch? Plötzlich schwieg sie, blickte rasch auf, wie wenn man sich besinnt, und überschaute flüchtig ihr armes Eigenthum: Wartet, wartet, begann sie wieder, mir fällt gleich etwas ein, ich weiß ein Paar Groschen zu bekommen. Geht nur nach Hause, ich will sie euch in einem Augenblicke bringen. Weinend schaute sie der Freundinn nach, die beruhigt zurückwandelte, nahm entschlossen das Gebetbuch von der Stelle, auf welche sie es kurz vorher wieder gelegt hatte, dafür bekomme ich doch wohl einige Groschen, dachte sie, und trug es mit dem Gedanken: der liebe Gott wird es gut aufnehmen, wenn ich künftig immer nur aus meinem einfältigen Herzen zu ihm bete, zu einem Bücherhändler, brachte das Geld den Leidenden, die ihr entgegen segneten, und ging dann rasch und froh zur versprochnen Arbeit bey einem begüterten Manne. Diesem fiel es wohl nicht ein, daß unter dem schlechten Gewande ein so schönes Herz verhüllt, und daß das arme Weib in der groben Kleidung vielleicht reicher und glücklicher sey, als er. Denn reich und glücklich war das

edle mitleidige Weib, welch ein Himmel von Friede und Freude mußte ihr Herz beseligen, daß sie etwas ersann und erfand, womit sie ihrer Freundinn helfen konnte.

X.

Helgers Wandrung ins Vaterland.

Drey Jahre waren dem fleißigen, biederherzigen Jünglinge Gottlieb Helger fern von seinem lieben heimischen Dorfe Odenrode in mehren großen Städten und zuletzt ziemlich weit vom Vaterlande unter ehrlicher Arbeit und herzlichem Sehnen vergangen. Denn er hatte sich vor seiner Entfernung von der Heymath mit einem der hübschesten Bauermädchen Christine Segert verlobt, mit welcher er einst von den Eltern und Schwiegereltern reichlich ausgestattet in ein benachbartes Städtchen ziehen sollte, um sein Handwerk zu treiben. Aber vorher noch drey Jahre der Wandrung hatten ihm die Alten gemeinschaftlich bestimmt, damit er die Welt

sehe, noch etwas zulerne, erst recht verständig und männlich werde, und Christine ihr zwanzigstes Jahr erreiche. Diese Zeit war endlich verflossen, und nicht wenig Kampf zwischen kindlichem Gehorsame und unruhiger Liebe hatte ihm der Entschluß gekostet, einen Monat, nur einen einzigen Monat früher, als man ihn erwartete, gerade zur fröhlichen Pfingstfeyer seine Theuren in der väterlichen Hütte, und seine Christine zu begrüßen und zugleich ein wenig zu überraschen.

Ein Paar Tage der Krankheit verlängerten seine Reise, sonst wär er grade am Sonnabende vor dem Feste zu Hause angekommen. So aber hatte er noch am zweyten Pfingsttage über sieben Meilen nach Odenrode zu wandern. Wer es je erfahren hat, wie die Hoffnung nahen Glücks und die Aussicht auf das Entzücken des Wiedersehns, dessen Stunde sich schon berechnen läßt, beseligt, dem brauche ichs nicht zu sagen, daß dieser Tag einer der süßesten für den guten Helger war. Das frische Grün der Aehrenfelder und Bäume, das von einem nächtlichen Regen belebt mit junger Schönheit die Augen labte, die

blumenbunten Wiesen, die freundliche Bläue des Himmels, die sich nur zwischen den vom heitern Tage erleuchteten Bergen und Wäldern, welche den weiten Gesichtskreis begränzten, in eine matte Nebelfarbe verlohr, die hin und wieder hinter Gebüsche und Hügeln hervorragenden Thürme, und die rothen und falben Dächer der zerstreuten Dörfer im hellen Sonnenglanze, alles, was nach und nach vor seine Augen trat, schien ihm lieblicher, als was er seit drey Jahren nur irgend gesehn hatte, weil es seinem Odenrode näher war. Die Heerden von braunen und bunten Kühen, das aus der Ferne schimmernde Gewimmel von Schaafen an den Bergen däuchte ihm ein so neuer Anblick, als hätte er seit langer Zeit keine Heerden gesehn. Der Schwalben, die in jedem Dorfe die Gassen entlang schwirrten, oder an den Bauerhäusern ihre irdnen Nester bauten und ihre Brut geschäftig versorgten, freute er sich, als wären diese häuslichen, Menschen trauenden Thiere, sonst nirgends einheimisch, und er gedachte des Schwalbennestes, das viele Jahre vor dem Fenster der väterlichen

Hütte war, und das er wieder zu finden hoffte.

Alle Dörfer, durch die er wandelte, waren rein gefegt, hin und wieder war Sand gestreuet, allenthalben hatte man die Wälder geplündert, Haus und Stube mit Meyenzweigen zu schmücken. Fast in jedem Dorfe traf er einen Platz zierlich geebnet und mit einem ganzen Birkenbaume bepflanzt zum Pfingsttanze am letzten Festtage, fast in jedem Hause erblickte er an einem Fenster einen Topf mit rothen und gelben Tulpen und weißem und blauem spanischen Flieder. Alle Männer und Weiber gingen mit ihrem besten Putze angethan, alle Knaben und Jünglinge mit glatterm Haare und röthern Wangen, und alle Landmädchen schöner als gewöhnlich und mit großen Sträußen von Mayoran und gelben Veilchen vor der Brust oder in der Hand. Ihm war, als wär das unter diesem Himmelsstriche alle Tage so, denn er sahe es vertieft in den Gedanken, wie er am Abende sein trautes Dorf erst von fern gewahr werden, dann allmählich ein Haus nach dem andern, und vor allen den weißen Giebel der

Wohnung seiner Braut erkennen, dann den Rauch aus allen Hütten wie eine Menge Säulen emporsteigen sehn, wie er mit den klingelnd heimwandelnden Schaafen im Dorfe ankommen, hinter dem Garten der Pfarrwohnung durchschleichen, in das elterliche Haus schlüpfen, wie er allen seinen Lieben, die ihn anfangs zweifelnd anstaunen, um den Hals fallen, und wie er in ihrem Kreise gewiß seine treue Christine finden werde.

In solchen Träumereyen verlohren ging er den ganzen Tag, aber er träumte schneller, als er fortschritt, denn die Ermattung von der Krankheit hemmte seinen Gang, ob er es gleich nicht fühlte. Schon schwebte die Sonne in Westen dicht über dem Boden, zu mildem Ernste stimmend floß der ringsum ausgegoßne Schimmer der rothen Gluth mit dem braunen Dunkel des Abends zusammen, neben ihm streckte sich weit hin über die bläulich grünen Aehren sein Schatten am Haupte mit einem bleichen Scheine umrändet, und in dem vor ihm liegenden Dorfe schlug es acht. Wie weit habe ich noch nach Odenrode? fragte er einen ihm entgegen

kommenden Landmann. Noch zwey starke Meilen, war die Antwort. Ach noch zwey Meilen, dachte er traurig, und das Haupt sank ihm zur Seite, wie die Aehre, deren Halm er in der Hand zerknikte, so komme ich heute doch nicht hin, und dabey war ihm, als würde seine Heymath in eine unermeßliche Ferne entrückt. Aber, tröstete ihn nach einem Weilchen die Hoffnung, so kann ich doch in der Morgendämmerung mein Ziel erreichen. Ich erquicke mich hier ein wenig, dort im Morgen fängts schon an helle zu werden vom aufgehenden Monde, nach einem Paar Stunden wandle ich in der kühlen mondhellen Nacht weiter, und mit der Frühdämmerung bin ich in Odenrode. Dann wecke ich meine Eltern aus dem Schlummer, und dann eile ich zu Christinen, wie schön wird sie seyn, höher geröthet von dem stärkenden Schlafe.

Halb froh halb traurig trat er in das Dorf, und alles, was sich ihm darbot, wiegte ihn tiefer in seine mannigfaltigen Gefühle. Da sah er über die halbverfallne Mauer hin den gräbervollen Kirchhof. Der feuerfarbne

Abendschein glühte in den Fenstern der Kirche und im Antlitze einiger Männer, die ernst an einem offnen Grabe standen, und in der Nähe hinter der Schäferey tönten schier traurig die Stimmen der blöckenden Heerde. Zwey Jünglinge kamen ihm vom Kirchhofe her entgegen. Guter Gott, sagte der eine, wie bald es mit dem Menschen kommen kann; ja wohl, ja wohl, sagte der andre, dann sprachen sie nichts mehr, und gingen schweigend weiter. Helger kam indeß auf einen Plan, der dünn mit Sande bestreut, und rings mit Meyen umsteckt war. An der Seite grade unter einem Baume grünte eine kleine Rasenbank. Arm in Arm gingen mehrere Mädchen auf und ab, schwarz gekleidet mit weißen Halstüchern, und jede trug einen Zweig von Rosmarin in der Hand. Freundlich wehmüthig grüßte sie der Jüngling, denn gute Menschen werden durch Trauer um sie her leicht zu mitfühlendem Ernste gestimmt, und setzte sich nieder auf die Rasenbank.

Bescheidner männlicher Ernst und sanfte Theilnehmung, vor allem aber ein leichter Schatten von Schwermuth macht Mädchen

schnell zutraulich, sie ließen sich also durch den stillen gutartigen Fremdling in ihrem Reden nicht stören. Ja es war, als hätten sie lauter gesprochen, damit der Jüngling sie verstehn und auch vernehmen möchte, welche wichtige unerwartliche Begebenheit sich hier ereignet habe. Du lieber Himmel, sagte die eine, wer hätte das heute vor acht Tagen gedacht! ja, hob eine andre an, weißt du wohl, Marie, wie sie da hinter jener Linde hervorsprang, und uns über den Kopf weg mit Mayblumen warf? ach wer hätte am Mittwochen noch gemeynt, redete eine dritte drein, daß wir sie heute begraben würden, denkt nur, wie sie sich da auf den Pfingsttanz freute! ach, so mußte sie die erste seyn? begann eine vierte, ich vergesse es nie, wie sie am Sonntage erzählte, (wißt ihr wohl, grade da war es, da an der Gartenecke,) daß sie doch unter uns zuerst eine Frau werde, sie habe schon einen Liebsten. Ich dächte, schlug eine andre nach einer kleinen Stille vor, wir sängen das alte Lied von Hedwig, es hat eine so traurige Weise, und es ist fast, als ob es auf sie gemacht wär. Die Mädchen wan-

delten nun wieder an einander geschlossen auf und ab, und sangen mit schwacher bebender Stimme:

Lieblich ist mit Meyenzweigen
Rings des Dorfes Plan umpflanzt,
Wo des Pfingstgelages Reigen
Rasch die frohe Jugend tanzt,
Spielend wankt ein Blumenkranz
Bänderzier und Flitterglanz
Durch die grünen Meyen.

Hedwig nur entfloh der Freude,
Floh vor unserm Frühlingstanz,
Hedwig schläft im Sterbekleide,
Hedwig trägt den Todtenkranz.
An dem stillen Sarge stehn
Ernste Leut', und seufzend wehn
Ringsum grüne Meyen.

Ach mit Schluchzen, ach mit Weinen,
Schwarz und traurig angethan
Gehn wir, wenn die Sterne scheinen,
Paarweis über diesen Plan,

Und der Abend weht schon kühl,
Hört ihr seines Hauches Spiel
Durch die grünen Meyen?

Morgen, wenn wir flink uns winden,
Ringelnd hüpfen auf und ab,
Tanzt dort unter jungen Linden
Leichter Schatten um ihr Grab,
Oftmahls bleiben wir dann stehn,
Nach dem Kirchhof hin zu sehn
Durch die grünen Meyen.

Rauschet traurig grüne Meyen,
Wenn an Hedwigs Gruft wir gehn,
Lispelt Klagemelodeyen,
Wenn wir auf dem Grabe stehn.
Ach auf ihres Hügels Sand
Pflanzt dann jeder Freundinn Hand
Zweige grüner Meyen.

Nun wird es aber auch Zeit, sagte die eine Jungfrau zu den übrigen, als sie das Lied gesungen hatten, seht nur, da geht schon ein Paar schwarzer Männer, da noch ein Paar. Und dann wandelten die Mädchen hinweg,

und einige wurden sichtlich blässer, und manche wischte sich die Augen. Seufzend sahe Helger ihnen nach, und hing an den erweckten Vorstellungen von Sterben und Trennung mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele. Er wünschte den Jüngling der Verstorbnen herbey, um ihn weinend und tröstend an seine Brust zu drücken, und setzte sich von der verblüheten Braut und ihren Eltern, ihrer Hütte, ihren Freuden und Arbeiten und Gespielinnen, und von ihrer Ruhe im Sarge und nun bald im Grabe ein Bild zusammen, das ihn nahe anzugehn schien, weil es so lebendig seinen Geist erfüllte. Er wollte sich stärken durch ein wenig Kost aus seiner Reisetasche, aber er wälzte jeden Bissen so lange und trocken im Munde umher, wie ein Mensch, der mit Angst genießt, dann schöpfte er etwas Wasser aus dem nahen Brunnen, und sank wieder auf den Rasen und trauerte. Denn Menschen von unverdorbnem und unzerrüttetem Gefühle können von keinem Tode hören, und keine Leiche sehn, ohne im Innersten gerührt zu werden. Die Empfindung des allgemeinen Looses der

Sterblichkeit knüpft sie dann an die Fremde-sten, die Unbekannten werden ihnen durch ihre Trauer zu alten Vertrauten, und in ihren Seelen wirds ernster und trüber, wie in einer Gegend, über deren Nachbarschaft sich eine Wolke entschüttet, von welcher sie bald selbst benetzt werden wird.

Indessen wurde der Mondschein heller auf dem Platze, den der Schatten der Gebäude schwarz umgränzte, und das Eilen der Menschen wurde immer lebhafter nach der Gegend, wohin die Mädchen gegangen waren. Helger schlich langsam nach. Sie gehn schon! hörte er sagen, als der Schein von Lichtern in einem Hause und das schwarze stille Gewimmel vor demselben ihm die ernste Stätte von weitem bezeichnete, und indem schwebte auch der Sarg empor getragen dahin, und die schweigenden Begleiter schlossen sich in langen Reyhen an. Zu beyden Seiten wallten beynahe alle Bewohner des Dorfs, so stumm, und verhalten, daß man nichts hörte, als das leise Rauschen der Füße, das Flüstern der Träger, wenn sie ein wenig ruhten, und hin und wieder ein Schluchzen

unter den nachfolgenden Mädchen. Helger ging von den übrigen etwas abgesondert und immer auf den Sarg hinschauend nebenher. Die Mädchen, die ihn vorher auf dem freyen Platze gesehn hatten, erkannten ihn wieder, machten einander auf ihn aufmerksam, und hingen mit sanftem Wohlgefallen und mit herzlicher Billigung an ihm, denn welches Herz öffnete sich nicht dem, den man nicht vom Drange des Bluts und der Verhältnisse, sondern von den reinen Gefühlen der Menschheit zur Theilnehmung erwärmt sieht? Schon stand der Leichenzug am offnen Grabe, und alles umher horchte mit leiserm Athemzuge bey den Anstalten zur Versenkung, als sollte jedem etwas Wichtiges gesagt werden, — und wird bey einem Begräbnisse nicht jedem etwas Wichtiges gesagt? — bis der Sarg an den Seilen in die Grube hinabrauschte, und die ersten Schollen über die Decke hinrollend hohl wiederhallten.

Hastig trat Helger mit manchen andern näher, zugleich begierig und scheu hinabzuschauen, und wer fühlte sich zu solchem Blicke nicht in derselben Zeit hingezogen uud von

ihm zurückgestoßen, wie wenn man an einer Tiefe steht, und in dieselbe niedersieht, strebend sich den Hinabsturz deutlich vorzustellen, vor welchem man schaudert.

Wie mühevoll ist die Erziehung, wie mannigfaltig und zusammengesetzt sind die Arbeiten und Anstalten in dem Leben eines Menschen, Gott! und wie leicht ist ein Mensch mit Sande bedeckt und verscharrt! Bald war der Hügel über der Todten gewölbt, der Mond erleuchtete das vollendete Grab, ein Paar Schaufeln lagen noch umher, die Begleiter zerstreuten sich allmählich, einzelne Männer standen in ernstem Gespräche beysammen, die Mädchen blickten mit halb verhüllten Gesichtern und nassen Augen auf das Bett der Freundinn, und Helger schaute erst lange auf dasselbe, und dann auf dem ganzen mondhellen Kirchhofe umher, als wollte er sich diesen Auftritt recht unvergeßlich machen. Die Jungfrauen wunderten sich über den mitfühlenden Fremdling. Bescheiden trat er dann zu dem Mädchen, das er am meisten, und das auch ihn am meisten bemerkt hatte; waren die, welche dicht hinter dem

Sarge gingen, der verstorbnen Eltern? fragte er.

Nein, erwiederte das Mädchen, es waren nur weitläuftige Verwandte.

Helger. Nun das konnte ich wohl denken, sie weinten zwar, aber nicht wie Eltern weinen.

Das Mädchen. O die guten Leute sind betrübt genug. Die Eltern konnten vor Schrecken über die Nachricht nicht kommen. Das Mädchen war nicht von hier.

Helger. War nicht aus diesem Dorfe?

Das Mädchen. Nein, sie ist nur seit einem Monate hier zum Besuche gewesen. Aber wir haben sie alle so lieb gewonnen, als hätten wir sie Jahre lang gekannt. Sie war so gut, so froh, sie meinte es so treu. —

Helger. Wie hieß sie denn? woher?

Das Mädchen. Christine Segert aus Odenrode.

Christine! begann der Jüngling zu stammeln, und wollte die Hände als zu einer Umarmung ausbreiten, und sank in dem Augenblicke wie seelenlos über das Grab, das seine Arme fest zu umfassen schienen.

Gott was ist das? stammelte ein Mädchen. Ist er wohl gar der Helger, von dem sie uns so viel erzählte, der nach einigen Wochen kommen sollte? sprach ein andres. Ach, er ist todt, rief ein drittes, und viele stürzten hinzu, und Rufen und Geschrey, und Hin- undherlaufen versammelte bald alles wieder um das Grab.

Todt ist er nicht, sagte einer von den Männern, die ihn aufhoben, aber leichenblaß und wie erstarrt, nur gleich in das nächste Haus! Sie trugen ihn durch das noch offne Kirchthor, eine Menge strömte nach, gleich einem zweyten Leichenzuge, und die Mädchen folgten von Schrecken beklommen, daß ihre in einander gefaßten Arme wie vom Froste zitterten, in banger Erwartung des Ausgangs und innigst bekümmert um den guten Jüngling.

XI.

Woldahns Wandrung ins Vaterland.

Ein Gegenstück zum vorigen.

Von sieben Jahren der Entfernung aus seinem Vaterstädtchen verging dem braven jungen Tischler Woldahn jetzt der letzte Tag. Auch dieser war schier zum Mittage verflossen, als ihm bis zur Heymath noch ohngefähr fünf Meilen übrig waren. Er hatte sich eben durch ein einfaches Mahl in einem Dorfe gestärkt, und sammelte nun nahe vor demselben, unter einer tief herabhangenden Weide ruhend, Kraft zur Vollendung seiner

Wandrung. Ernstlich saß er da, und so sehr er sich auch auf das Wiedersehn seiner Eltern und aller seiner Lieben freute, so konnte er doch nicht umhin, mit einer gewissen wollüstig bangen Beklommenheit wehmüthigen Gedanken und Gefühlen nachzuhängen, die ihm mehrmals die hellen Thränen in die Augen trieben. An dieser Wehmuth hatten die Erscheinungen der herbstlichen Zeit allerdings ihren Antheil, denn es war schon spät im Jahre; und als er am Morgen ausging, wehte ihm über die bereiften Aenger der Wind gar kalt entgegen, und sein Athem war sichtbar in der rauhen Luft.

Der Tag war düster geworden und das Dunkel, welches der bewölkte Himmel verbreitete, stimmte trübe überein mit den ernsten Gestalten des allenthalben sichtbaren Vergehns und Sterbens, als er unter dem Baume die herbstliche Landschaft erblickte. Auf den Feldern starrten nur Stoppeln, die Wiesen und Aenger waren falb und kahl, nur daß auf jenen einzelne Zeitlosen, nackt und blaß, als litten sie von Froste, und auf diesen an den halbtrocknen Diestelbüschen hier

und da ein Paar blaurothe Blumen sich wiegten. Schon begannen die Wälder durchsichtiger zu werden, die Obstbäume waren ihrer Früchte entlastet, und ihre röthlichen Blätter fielen nach, der Weinstock vermochte die wenigen Trauben nicht mehr zu decken, überall trieb der Wind sein Spiel mit dem knisternd sich hinwälzenden Laube, von den Weiden, neben welchen der Jüngling ruhte, sank im Wirbel sich drehend und leise schwirrend ein gelbes Blatt nach dem andern in den hinschleichenden Bach, die späten Meisen sangen ihre Abschiedslieder, und durch die dünnen Hecken schlüpfte hin und wieder raschelnd ein Zaunkönig.

Wie gesagt, das alles wirkte mit, ihn nachdenklich und beynahe traurig zu machen, noch mehr aber der Rückblick auf die Reihe von Jahren, die ihm schnell und zum Theil spurenlos wie ein Traum verschwunden waren. Um der entflohenen Zeit mit einigem Harme nachzuschauen, braucht man sie wahrlich nicht gemißbraucht, und sich in derselben Reue bereitet zu haben. Bey Woldahn wenigstens war das der Fall nicht. Er war

den Lehren seiner frommen Eltern getreu immer in Unschuld und Redlichkeit des Herzens und in Reinheit des Lebens seinen unbemerkten Pfad gegangen. Nicht einer von seinen Meistern hatte sich ohne Kummer von ihm geschieden, weil er so unverbrüchlich ehrlich, so unermüdlich fleißig, so genügsam und billig in seinen Forderungen, so theilnehmend an den Schicksalen, so behülflich bey den Geschäften des Hauses, so mäßig, so nüchtern und so verständig in den Stunden der Muße war, denn diese brachte er meist mit Lesen hin, und weil er nimmer Mißmuth, üble Laune, oder Streitsucht blicken ließ, denn er war stets heiter und einträchtig und hatte nirgends, so weit er auch herumkam, je Lärm gemacht, als in der Werkstätte.

Man muß auch nicht grade einer trübern Zukunft entgegen sehn, um den abgeschiednen Stunden als einem Schatze nachzuseufzen. Wir betrachten die Zeit, mit der wir kommen und gehn, die jeden Wechsel unsrer Thätigkeit und Empfindung, und alle Verändrungen unsers innern Wesens faßte, gleichsam als einen lieben vertrauten Theil unser selbst, von

dem wir uns nicht ohne innige Bewegung gerissen fühlen. Wir schauen zurück in die Vergangenheit und die Brust wird uns beklommen, das Herz fängt schneller an zu klopfen, wie beym Anblicke einer alten Geliebten, und es ist uns, als möchten wir uns aus uns selbst heraus versetzen, als könnten und möchten wir es möglich machen, die enteilten Tage, und wenn sie auch sehr stürmisch waren, noch einmahl zu leben. Es däucht uns, als ob wir an einer unabsehlichen Tiefe stünden, in welche wir ein Kleinod hinabfallen ließen. Wir fühlen uns in demselben Augenblicke gereizt und mächtig gehalten, dem Kleinode nachzusinken, das Kleinod ist in dem dunkeln Abgrunde verschwunden, schwindelnd und sehnend schauen wir eine Weile in die unten immer neblichter werdende Finsterniß, und wenn wir uns wenden, unsers Weges weiter zu gehn, so geschieht es nicht ohne Kampf, und mit lange zurück strebenden Wünschen.

So war es unserm guten Wandrer, als er den gewesenen Zeiten nachsann. Wie eine gestrige Begebenheit erschien ihm der Abschied

von dem väterlichen Hause, er sahe noch alle die kleinen wichtigen Anstalten zu seiner Abreise, die bange Geschäftigkeit seiner Mutter und den Ernst seines Vaters, er wiederholte, was er fühlte, als er zum letzten Mahle den Hund freundlich um sich springen sahe, und den Kessel auf dem elterlichen Heerde singend sieden hörte, er vernahm noch einmahl die guten Lehren, die er naß von den Thränen seiner Lieben mit sich nahm, er dachte sich jede Stadt und Gegend, in welcher er eine Zeitlang lebte, und was er jedesmahl empfand beym Anblicke unbekannter Gesichter, und bey dem fremden Tone der zum ersten Mahle gehörten Glocken. Was ihn erfreute und bekümmerte, seine einsamen und begleiteten Gänge, seine Freunde und Gefährten, und vor allem seine mannigfaltigen Arbeiten traten ihm vor die Seele, und er überlegte mit Rührung, wie manche Wiege und wie manchen Lehnstuhl, wie manches Brautbette und wie manchen Sarg er gemacht hatte. So mochte er etwa ein halbes Stündchen geruhet haben, als er den letzten Brief seiner Mutter, den er vor sechs Wochen erhielt, und

dessen Inhalt ihn zu seiner Heimreise bestimmte, aus der Tasche zog, und wie er die Zeit her oft gethan hatte, mit mancherley Betrachtungen durchlas. Da auch dieser Brief zu seinem Ernste etwas beytrug, so theile ich ihn mit. Er lautete von Wort zu Wort also:

„Mein herzenslieber Sohn,

„Gott zum Gruße zuvor, daß du recht gesund und wohl bist, und deine Reise nach Hause frisch und stark antreten kannst. Denn darum schreibe ich eben, und der Vater hats mir gar sehr befohlen, und befiehlts noch einmahl, daß du doch ja nach acht Wochen ohngefähr hier seyn möchtest, weil es gar keine menschliche Möglichkeit mehr ist, fertig zu werden ohne dich. Ich bin indeß recht alt geworden, und du wirst dich wundern, wenn du mich siehst; ich fange schon an, krumm zu gehn, und alles mein Zeug ist mir zu weit geworden. Die alte Beate läßt dich auch schön grüßen, sie ist noch immer so wie sonst, sie sitzt jetzt da, und macht alle meine Kleider enger, die ich noch anziehe. Denn was so bunt und jung aussieht, das ziehe ich nicht

mehr an, das mag einmahl deine Frau ver- tragen, darum mußt du ja kommen, so ge- schwind es seyn kann. Der Vater wird auch schwach und hinfällig, und in der Werkstätte will es nicht mehr recht fort mit ihm, er hat manchmal Anfälle von der Gicht, und hört auch etwas schwer, und du weißt ja wohl, wie die Menschen einander aufs Brot lauern und Achtung geben, ob nicht einer bald die Gicht bekommen, oder taub werden wird, damit sie seine Arbeit und seine Kunden an sich ziehen. Deswegen mußt du nun kommen, und der Vater will dir die Werkstätte über- geben, und du sollst eine Frau nehmen, und wir wollen uns in Ruhe setzen.

Es wird so bald hübsch zu thun geben: da ist ein alter frommer Edelmann hergezo- gen, der deinen Vater in der Jugend gekannt hat, er ist gestern in der Werkstatt bey ihm gewesen, und hat viel mit ihm gesprochen. Er hat schon ganz weißes Haar, und man sahe es ihm nicht an, daß er so reich ist, so gesprächig ist er, und gar nicht hochmüthig, und der will uns alles zuwenden. Er will sein Tochterkind gern mit einem reichen Herrn

verheyrathen im künftigen Frühjahr, und da sollen wir das Brautbett und Tische und Schränke und Stühle machen, und dann will er gern das Haus, das er sich hier gekauft hat, noch recht ausputzen, und das sollen wir auch verdienen, und dann will er gern sterben, und wer das andre gekonnt hat, der kann auch den Sarg zusammenschlagen, sagte er. Siehst du, das ist ein hübscher Anfang.

Und eine recht schmucke Dirne haben wir dir ausgelesen, und die auch etwas hat, und fein wirthschaftlich ist, und die sollst du heyrathen, wenn du sie magst, und wenn sie dich mag, wenn du aber nicht willst, so wollen wir dich nicht zwingen, aber sie wird dir schon gefallen, und du wirst ihr auch schon gefallen, du bist so fleißig und sittsam, und so gerade und schlank, so einer kommt ihr nicht alle Tage. Ihre Mutter lebt nicht mehr, aber ihr Vater ist ein kreutzbraver Mann, und mit dem haben wir die Sache schon so halb und halb richtig gemacht. Du hast ihn nicht gekannt, er ist vor etwa vier Jahren aus der Ferne in ein Dorf eine Meile von hier gezogen. So bald du angekommen bist, wollen

wir einmahl hinausgehn, dann kannst du sie in Augenschein nehmen. Und er hält sehr gute Freundschaft mit uns, und ist auch mit uns verwandt, seiner Großmutter Schwester hat meines Großvaters Stiefbruder zum Manne gehabt. Wenn du sie nur erst sehn wirst, das Herz soll dir schon klopfen. Sie sieht dir gar nicht aus, wie unser einer, so zart und röthlich wie Apfelblüte, und die Augen brennen ihr recht im Kopfe und lassen ihr ordentlich hübsch. Wenn sie ein Kopfzeug und ein Schleppkleid anzöge, so müßte sie doch aussehn wie die vornehmste Madame, aber manche vornehme Madame sieht lange nicht so gut aus. Nimm du sie nur, siehe ich bin nicht halb so schön gewesen als sie, und dein Vater hat mich doch genommen. Nun wie der liebe Gott will, er wird dir das Herz schon lenken, und dir Glück und Gesundheit zur Heimreise geben. Der Vater schmachtet recht nach dir; wenn doch Christian erst da wär, sagt er alle Tage, und ich sage und denke das Meinige auch dazu, denn du sollst ja unser Trost seyn und unser Stab im Alter. Gott sey mit dir und führe

dich zu uns. Wir wollen alle Morgen und alle Abende für dich beten."

Bedenklich, mit gefalteter Stirn und mit Kopfschütteln, legte Woldahn den Brief zusammen, raffte sich plötzlich auf, und hing noch mehrere Stunden, wie es ihm sein schnelles Wandern nur irgend erlaubte, den vorhin beschriebnen Gefühlen und den Ueberlegungen nach, welche die letzte Hälfte des Briefes in ihm erweckte. Denn so wenig furchtbares auch ein hübsches Mädchen, das ihm seine Mutter versprach, für einen jungen Mann haben konnte, der sich eine Gattinn wünschte, so war er doch bey aller Achtung für die Einsichten seiner Mutter dreist genug, einigen Zweifeln gegen ihren Geschmack Raum zu geben, weil er meinte, eine Frau könne nicht immer sicher bestimmen, was einem Manne gefallen müsse. Er hatte auf seinen Reisen so viele unfriedliche Ehen, und unter diesen so manche gesehen, die bloß darum unglücklich war, weil fremde Wahl sie knüpfte, daß er längst den festen Entschluß genährt hatte, sich seine Gefährtin ganz nach eigner Einsicht, nach dem Rufe der Liebe und

herzlicher Zuneigung zu wählen. Und dieser Vorsatz, ahnte ihm, werde vielleicht in mannigfaltigen Streit mit den Entwürfen seiner Eltern gerathen, deren Vereitlung dann peinliche Verhältnisse erzeugen könne, die er mehr noch als Krankheit und Brotlosigkeit fürchtete.

In diesen Besorgnissen vertieft, hatte er es kaum bemerkt, daß sich der Tag indessen immer mehr geneigt, und der Himmel dicker bezogen hatte, bis mit einem Mahle sein einsamer Stand in einer fast rings von Waldung eingeschlossenen Gegend, in der er nirgends eine Stadt oder ein Dorf erblickte, das einigemahl wiederholte jähe Aufwallen des Staubes auf dem Wege, der rasche Flug einiger heimkehrenden Vögel, das stärkere Rauschen in den einzelnen Bäumen am Wege, und mehrere ihm entgegen geworfne Tropfen seinen Gedanken eine andre Richtung gaben. Es schien ihm nach der ihm gemachten Beschreibung von seinem Wege ausgemacht, daß er sich verirrt habe, und der immer stärker und stärker, und bald ganz senkrecht sich ergießende Regen, der seinen Blick in einer

kleinen Entfernung wie mit einer grauen Wand begränzte, und mit dem Abenddunkel vereinigt alles unkenntlich machte, bestärkte ihn so sehr in seiner Meinung, daß er sich bald seitwärts wandte, und auf einem Wege weiter ging, der ihn wirklich nur mehr von seiner Vaterstadt entfernte. Schon war seine Kleidung durchnäßt, an seinem Hute herab rieselte das Wasser, von seinem triefenden Antlitz und Haare rannen Tropfen auf Tropfen, und nirgends eine Aussicht zum Ende seiner Wanderung, nirgends eine Spur von einem Menschen, nirgends ein Laut von der Stimme eines häuslichen Thieres, kein Bellen eines entfernten Hundes, und weit umher kein Hall, als das klatschende Rauschen des niederstürzenden Regens.

Es ist ganz behaglich, am Abende zur Zeit der Muße im sanft erwärmten Zimmer, im Kreise der Seinigen, vielleicht einer rauchenden Schüssel gegenüber, den Klang der gegen das Fenster getriebnen Tropfen und das Plätschern auf der Straße zu vernehmen und sich dabey zu erinnern, wie man vor Jahren einmahl auf einer Pilgerschaft sich

solchem Wetter Preis geben mußte. Dem Pilger selbst aber fällt wohl nur selten zu seinem Troste dieser künftige Genuß bey einer einstigen Erinnerung ein, wenn ihn zumahl, wie unsern Woldahn, bey völlig schwarz gewordner Abendfinsterniß der noch kaum unterschiedne Weg grade in einen dichten Wald führt.

Zweifelnd stand er ein Weilchen, und trat dann mit einer gewissen Entschlossenheit, die ihm einigen Kampf kostete, in denselben hinein. Das durch die Bäume verstärkte Rauschen, das ihm anfangs einigemahl wie ein drohendes Rasseln durch das Gebüsch vorkam, dann und wann die wiederhallende fremde Stimme eines wilden Vogels in der schwärzern Ferne, das zunehmende Gefühl der Erkältung und Müdigkeit, und die Furcht, hier übernachten zu müssen, begleitete ihm eine gute Stunde lang, bis er endlich an dem schwächer klingenden Rauschen des noch nicht verminderten Regens, und dem sich allmählich verdünnenden und mehr zerstreuten Gebüsche das Ende des Waldes merkte, und mit einem Mahle ganz unverhofft — man

muß in einer solchen Lage gewesen seyn, um sich seine Freude vorzustellen, — nahe bey sich das Bellen eines Hundes, dann das Gebell mehrerer Hunde, und mit unter das Krähen eines Hahnes hörte. Er verdoppelte seine Schritte, der Weg bog sich ein wenig, führte dann um das äußerste Ende des Busches, und siehe da! — es lagen vor ihm näher und entfernter viele Häuser, durch deren Fenster ihm helles Licht entgegen schimmerte.

In dem nächsten Hüttchen sahe er die Lampe deutlich auf dem Tische, und durch die gebrochene oben offene Thür eine matt lodernde Flamme auf dem Heerde, und vor demselben ein Mädchen, welches das Feuer unter einem Topfe schürte. Er folgte dieser einladenden Erscheinung, und mit der Lampe in der Hand trat ihm das Mädchen, trat ihm im armen doch netten Anzuge eine Schöne entgegen, über deren schwarzen glänzenden Augen, über deren von Gesundheit verschönertem und von milder Freundlichkeit veredeltem Gesichte, über deren feinem Wuchse er mit einem jähen Herzklopfen alles überstandne Ungemach vergaß. Er kündigte sich

ihr als einen verirrten Wanderer an, und fragte nach der Entfernung der Stadt und nach einem Gasthofe. Zur Stadt, war die Antwort, ists meistens noch drey Stunden, und ein Gasthof ist nicht hier im kleinen Dorfe, dort jenseits des Bachs im großen Dorfe am äußersten Ende ist einer, aber setzte sie hinzu, als wollte sie ihn schrecken, das ist noch eine gute Viertelstunde weit. — Es ist ja Wetter, fuhr sie fort, daß man keinen Hund, geschweige einen Menschen aus dem Hause ließ, ein müder Wandrer kann auch bey uns wohl ein wenig ausruhen, wenn unsre Hütte gleich kein Gasthof ist. Mit steigender Verwirrung hing der Jüngling an den Reizen des lieben Mädchens, und die Betroffenheit und die bescheidne Freundlichkeit des schlanken von Anstrengung gerötheten jungen Mannes, auf dessen Schultern die braunen triefenden Haare lagen, und den seine schwere Reisetasche beugte, schien das Mädchen eben so sehr zu vergnügen, als zu wundern.

Indem öffnete der Vater, der alles gehört hatte, die Thür, und lud ihn mit einem

treuherzigen: Nur herein, nur herein! in die Stube. Ich weiß auch, sprach er weiter, wie einem Wandrer zu Muthe ist, ich bin in meiner Jugend weit herum gekommen, und habe nur hernach erst mich auf das Land gemacht. Da hatten beyde mit einem Mahle einen Faden des Gesprächs ergriffen, an welchem sich lange wickeln ließ. Mit Freude und Neugier hörte der Alte die Menge Städte, die der Jüngling sahe, und als er ihm auch Bremen nannte, da sprang er ihm näher, und faßte mit dem Ausrufe: ach, die liebe gute Stadt! seine Hand, und nun ging es an ein Fragen, und o Glück! unser Pilger hatte ein halbes Jahr bey einem Meister in Arbeit gestanden, welcher der vertraute Jugendfreund des gastfreyen Hausvaters gewesen war. Wer uns in die Tage der Jugend zurück versetzen, ehemalige Begebenheiten in frische Erinnerung bringen, und von alten Freunden erzählen kann, der wird augenblicklich unser Bekannter, der wird aus einem Fremden ein Vertrauter, der dünkt uns ein Mensch, mit dem wir ferner leben, an den wir uns enger anschließen möchten.

Mache es noch ein wenig wärmer, Leonorchen, rief der Mann seiner Tochter zu, und dann bringe nur deine Suppe herein, und Butter und Brot und Birnen, der Mann bleibt bey uns, der Mann ißt mit uns, der Mann ist in Bremen gewesen, der Mann kennt meine Bekannte, — und damit drang er in den Jüngling, seinen durchfeuchteten Rock abzulegen, um ihn am Feuer zu trocknen, und indeß eins von seinen Kleidern anzuziehn. Mit Freuden nahm der Jüngling das erste Anerbieten an, und lehnte das andre ab, indem er schnell aus seiner Reisetasche ein andres Kleid zog, das wie sein ganzer kleiner Vorrath einen ordentlichen, wirthschaftlichen Arbeiter verkündigte. Und nun befriedigte er die Fragbegierde seines guten Wirths, indem er Erzählung an Erzählung knüpfte, und jede mit Bemerkungen würzte, die einen sehr gesunden Verstand und ein nicht gemeines Herz verkündigten. Leonore ging indeß ab und zu, beschickte den Tisch, horchte auf jedes Wort, und blickte oft halb seitwärts nach dem Erzähler; dieser stockte dann ein wenig, und fuhr erröthend fort, und Leonore

sahe nieder und glühte im Gesichte. Vor der Thür blieb sie immer ein Weilchen stehn und lauschte, und wunderte sich des schönen Flusses seiner Rede, denn Woldahn erzählte zusammenhängender und darstellender, als viele Gelehrte.

Das kleine Mahl war bereitet, alle drey setzten sich an den Tisch, und unsern Jüngling durchströmte jeder Blick seiner liebenswürdigen Wirthinn mit einer tief eindringenden Wehmuth, mit einer halb frohen, halb kummervollen Rührung, die jedem seiner Worte mehr Wärme, mehr Bedeutendes und Anziehendes gab. Wer hat je auf einer Reise in der vorübergehendsten gesellschaftlichen Unterhaltung einen sich mittheilenden braven Mann, welcher fühlende Jüngling je ein liebenswürdiges, wenn auch das fremdeste Mädchen nur auf wenige Stunden gesehn, ohne eine gewisse Wehmuth zu empfinden bey dem Blicke auf die nahe Trennung, auf die Trennung vielleicht für immer, und ohne den Gedanken an den Wechsel des Lebens, an das Schwinden auch seiner schönsten Erscheinungen innig nachzuhängen, und wer hätte nicht

Menschen auf seinen Wandrungen getroffen, von welchen er nach der kürzesten Bekanntschaft mit Thränen schied? Bis zu Thränen bewegt saß Woldahn, und seine heißen Gefühle ergossen sich so anregend, daß ihnen wieder Wärme entgegen wallte. So köstlich speist heute kein König, dachte Woldahn und sagte es auch, daß sein Wirth und dessen Tochter lächelnd sich freuten, und allerdings war das Mahl für einen erschöpften Reisenden königlich, denn die Suppe von den letzten eingewelkten Pflaumen war honigsüß, die Butter war markicht wie Nüsse, das Brot kräftig und locker wie Wolle, und von den Birnen hatte Leonore, ohne es selbst zu meynen, die größten und saftigsten ausgesucht.

Wer hätte einen Gast nicht gern, der so mit Schätzung der Gutthat, so mit Dank von Herzen genießt, wie Woldahn, und die freundliche Aufnahme so mit unterhaltendem Gespräche vergilt, als er. Denn auch nachher erhielten die Fragen des guten Alten den Jüngling in ununterbrochner Rede, und obgleich sein Auge fast immer auf Leonorchen ruhte, so hemmte das doch den Strom seiner

Worte nicht. Liebe macht freylich gewöhnlich stumm, aber bisweilen wirkt sie auch das Gegentheil. Woldahn strebte, ohne sich dieser Absicht deutlich bewußt zu seyn, seiner Holden zu gefallen, und so machte das Herz seinen Mund beredt und die Liebe schmückte seine Rede. Mit aufgestemmten Armen, süß und ruhig in dem Empfange des Gesagten verlohren, und mit dem dunklen Wunsche, lange so zu sitzen, bey welchem selbst körperliches Wohlgefühl den Hörer sanft zu durchschleichen scheint, hing der Wirth an den Lippen des Gastes.

Und als dieser so manches sprach, wobey sein Herz sich enthüllte, als er einen seiner Bekannten schilderte, der durch eine einzige Unbesonnenheit so in eine Kette von Lastern verwickelt ward, daß er endlich am Galgen starb, als er erzählte, wie ein Jüngling, mit welchem er eine Zeitlang umging, ein Mädchen verführt, wie sich dieß aus Schwermuth in einen Brunnen gestürzt habe, und ihr Verführer aus Verzweiflung und Herzensangst wahnsinnig geworden sey, als seine Achtung des weiblichen Geschlechts und sein gewissen-

hafter Sinn gegen dasselbe so oft sich äusserte, da fing Leonore gemach schon an, sich ihrer Gefühle für ihn deutlich bewußt zu werden. Seufzend hörte sie auf ihn, und ihr Rad stand, betroffen blickte sie nieder und spann weiter, horchte von neuem auf, und spann dann nicht mehr.

Indem schlug die alte hölzerne Uhr an der Wand neun, Woldahn sprang hastig auf und eilte, um nach dem Wetter zu sehn, aus der Hütte. Der ganze Himmel war indeß heiter, aber in seiner Seele war es wieder trüber geworden, er fühlte lebendig, was ihm die Trennung kosten werde, es war ihm, als müsse er hier bleiben, die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er blickte starr nach einem hellen Sterne, dessen Strahlen in den Thränen seiner schwimmenden Augen flimmerten. Gott was haben meine Eltern angerichtet? dachte er, ich kann ihr Mädchen nicht lieben, ich will hineilen, will es ihnen sagen, und noch morgen kehre ich hierher zurück, und — er dachte sich das Weitere selbst nicht recht vollständig.

Leonore hatte dem Jünglinge mit einem

sehr sprechenden Blicke nachgesehn, der noch lange unverwandt an der Thüre hing. Mädchen, hub der Vater an, du hast mir dem Fremden immer in die Augen geschaut, er scheint brav zu seyn, aber vergiß nicht, daß du versprochen bist. Woldahn hörte, als er eben wieder hinein trat, noch ihren tiefen Seufzer. Es ist hell und nicht sehr kalt, sprach er, ich muß noch in die Stadt zu meinen Eltern, aber wenn ihr es erlaubt, so komme ich wohl bald wieder.

Der Landmann. Eltern? so habt ihr Eltern hier? Ich meinte, ihr wäret auf der Wandrung und reistet weiter. Wer ist euer Vater?

Woldahn. Der alte Tischler Woldahn.

Der Landmann. Woldahn? was Woldahn? Nun Gott sey tausendmahl gedankt, daß ihr euch ein Paar Stunden seitwärts verirrt habt, ihr seyd ja mein Vetter! — er drückte ihm die Hände auf die Schultern und rüttelte ihn mit ungestümer Freude. —

Leonore. Willkommen Vetter! Vetter herzlich willkommen! — sie reichte ihm die

zitternde Hand und drückte die seinige bebend.

Der Landmann. Hat euch euer Vater denn nichts von mir geschrieben? Wir sind ja herzensgute Freunde, und haben so etwas mit einander besprochen. — —

Glühend wendete sich Leonore, und band hastig ein Band am Bette fester, das nicht locker war.

Nun geschwind, Leonore, fuhr der Alte fort, besorge oben in der Kammer das Bett, der Vetter bleibt bey uns, nicht wahr? Wir gehn morgen alle drey zusammen in die Stadt, da wollen wir die lieben Alten überraschen, sie erwarten euch erst in acht Tagen, das soll eine Lust seyn!

Schnell enthüpfte das Mädchen, ihre Schritte waren Tanz, nie hatte sie ein Lager so eilig und doch so gut besorgt, sichtbar fröhlich kam sie zurück gelaufen, es war ihr so leicht, so wohl, als wären ihr schwere Steine von der Brust gewälzt und Blumen darauf geworfen, Woldahn war wie im Himmel, — und meine Geschichte ist aus.

Indem ich dies schreibe, ist in dem Hütt-

chen des Dorfs eine kleine vergnügte Gesellschaft zu einer fröhlichen Nachfeyer versammelt, denn gestern haben die jungen Leute Hochzeit gehabt.

XII.

Erinnerung an Lindolds Ehebewerbung.

Eine Anzahl von Freunden und Freundinnen hatten sich verabredet, an einem Nachmittage um die Zeit der Lindenblüthe den ehrlichen Pfarrer eines benachbarten Dorfes zu besuchen. Gern nahm ich daran Theil, und begleitete meinen Freund Wendler zu seinem rechtschaffenen Schwager Lindold, um diesen und seine Gattin, und was sich etwa von Kindern noch anhängen möchte, zu der kleinen Wandrung abzuholen. Selbst diesen flüchtigen Blick in Lindolds Haus that ich mit einem Vergnügen, wie man es fühlt,

wenn man auf seinem Wege einen schönen Garten geöffnet sieht. Man bleibt gern ein wenig stehn, überschaut ihn, sättigt sich an der Uebersicht der mannigfaltigen Annehmlichkeiten, und geht befriedigt weiter.

So etwas erwartete ich mit Recht von Lindolds Hause, denn nie war ich in demselben gewesen, ohne an des Hausvaters fröhlicher Treuherzigkeit, an der Milde seines guten Weibes, an der ungeheuchelten achtungsvollen Zärtlichkeit der beyden Gatten, an der liebreichen und ehrerbietigen Herzlichkeit, mit welcher sich die älteste zwölfjährige Tochter an den Vater und an die Mutter anschmiegte, und an dem frohen Gewimmel der kleinern Kinder mein Herz zu stärken, meine Phantasie zu erfrischen und meine Augen zu weiden. Auch dießmahl fand ich die dem Hause eigenthümliche Heiterkeit sichtbar, nur durch die Hoffnung des nahen Vergnügens noch etwas lauter und reger, als gewöhnlich.

Die muntre Tochter stand schon mit Handschuhen angethan, und mit dem Sonnenschirme und dem Arbeitsbeutel am Arme völlig bereit, um ja nichts zu versäumen, der

Vater hielt den Hut und den Stock in der Hand, und auch die Mutter war bis auf die Vollendung der Beschickung ihrer Kleinen, und bis zum Aufsetzen ihrer Haube fertig. Freudig schauten wir in die lichte, wolkenlose Bläue des Himmels, und sprachen von der Lieblichkeit des Lindenganges, durch welchen wir mußten, und wie wir bey der späten Rückkehr am Abende uns durch den würzigen Blüthenduft stärken, und des hellen Mondenscheines freuen wollten.

Ja, ja, ganz recht, erst spät gehen wir wieder nach Hause, sagte Lindold, nicht so, liebes Weib? Wir müssen uns heute einmahl recht satt und müde wandern. — Damit setzte sich der Mann auf den hinter ihm stehenden Stuhl, sprang aber plötzlich wieder auf, noch ehe seine Gattin den Ausruf: Mann! böser Mann! du setzest dich ja grade auf mein Kopfzeug, ganz vollendet hatte. Sie rief diese Worte hastig, aber nicht kreischend und zornig, und mit der Mine des lachenden Schreckes ohne alle Beymischung eines verbissenen Unmuths.

Lindold. Erschrick nicht, Mariechen,

es hat mir nichts geschadet, ein Kopfzeug gibt nach.

Ja wohl, sagte Wendler, eher als manches Köpfchen, dem es gehört. — So, so, Herr Bruder, ahndest du so etwas von deiner lebhaften Braunen? fiel ihm seine Schwester ein, und eilte nach der zerdrückten Haube. — Du bist doch nicht unwillig? Du bist doch nicht erschrocken, Kind? begann Lindold wieder und strich ihr über die Stirn. Unwillig, sprach sie, will ich dießmahl nicht seyn, ich wills vergeben, und erschrecken konnte ich nicht, du hast mirs ja lange genug vorhergesagt. Sie begleitete die letzten Worte mit einem so schalkhaften Zuge der Augen und des Mundes, daß man die Beziehung auf etwas Frohes und Lachendes unverkennbar darin sahe.

Lindold. Lange vorhergesagt? wie so?

Die Gattinn. — mit scherzhaft wichtig erhobnem Zeigefinger — vor mehr als dreyzehn Jahren schon.

Lindold besann sich und lächelte mit einem leisen: Loses Weib! die Haube ward nun besichtigt, aber Trotz den geschäftigen

Versuchen der Tochter zur Entwickelung und Gestaltung ihrer Theile in ein solches Chaos zerknirscht befunden, daß sie ohne Umschaffung nicht weiter dienen konnte. Warte nur, du sollst sie morgen wieder machen, sagte die gute Frau, indem sie enteilte, einen andern Kopfputz zu holen, und ich konnte nicht umhin, mich des dauerhaften Sonnenscheines an einem Ehehimmel zu freuen, über welchen nicht einmahl die Zerdrückung eines Kopfzeugs ein finstres Wölkchen stürmt. Ach es ist gewiß nichts Wichtigers und Größers, was aus manchem Hause den milden Frieden auf mehre schöne Tage scheucht.

Die Gattinn kam schnell zurück, wir gingen, vor der Stadt fand sich bald die Gesellschaft der Verabredeten zusammen, und in den Seelen aller Wandernden war es heiter, wie in der Landschaft umher, die vielfarbig schimmerte von den grün und gelb schillernden Linden, und den bunten Wiesen, zwischen welchen der Weg hinging, und auf welchen die Blüthen des rothen und weißen Klees, die gelben Pfingstblumen, und hin und wieder blaue Bachbungen das frisch grünende Gras

schier zu verdrängen schienen. Herzlicher Genuß der Natur, muntre Gespräche und Erzählungen, unschuldige Neckereyen, Darbringung und Belohnung einfacher Sträußer von Wiesenblumen und andere Scherze verkürzten und verschönerten den frohen Gang zum Dorfe. Denn froh ist so ein Gang immer, und wer stets in der Stadt lebt, kann wahrlich kein besseres Mittel wählen, in den Kreis seiner Wirkung und seines Genusses mehr Leben und Vervielfältigung der Scenen zu bringen, als bisweilen einen Besuch des stillen Landes. Mir wenigstens hat jeder Gang zu dem guten Dorfpfarrer das immer gewährt.

Der leicht überschaute Umfang des Dörfchens, die regellos unter einander gebauten niedern Hütten, unter welchen der graue Kirchthurm mit der schmucklosen Kirche sich erhebt, füllen mir schon von weitem die Seele mit einem behaglichen Gefühle harmloser Beschränktheit, in welchem man seine innere Wirksamkeit gleichsam mehr zusammen gedrängt, aber um so bestimmter und lebendiger empfindet. Zeigen sich dann allmählig bey der Annäherung die einzelnen Theile des

kleinen Ganzen, erweitert sich vor mir der lichte durch kein Thor gehemmte Eingang zwischen den krummen oft unterbrochenen Reihen der Häuschen, tritt ein leimernes Hüttchen nach dem andern mit seiner schmalen Thür, mit seinen kleinen weißumrändeten Fenstern, mit seinem tief herabfallenden falben Strohdache vor meine Augen, kommen mir rasche, zur Arbeit rüstige und geschürzte Dorfbewohner mit ländlichem Geräthe und freundlichem Gruße und neugierigem Blicke entgegen, so werden die Gedanken von Freyheit und Ruhe, von Arm und Froh, von Enge und Wohl so frisch und rege in mir, daß beym Gange durchs Dorf alles, auch das Kleinste für mich Bedeutsamkeit bekommt. Hier das braune Moos und der gelb blühende Mauerpfeffer auf den Dächern, und das Hauslauch, die Schaafgarbe und die goldnen Veilchen auf den Wänden, dort ein Schwalbennest am Fenster, und da im Vorübergehn ein Paar Blicke auf die großen Betten, auf die Krüge, Schüsseln und Milchgefäße in den Stuben, und auf die Brettergerüste voll irdenen Geräths in den Häusern, — das alles

belebt und erleuchtet die Bilder von neidloser und unbeneideter Freude, die sich zu einem ergötzenden Gemählde unter einander mischen und ordnen. Dann empfängt mich der redliche Pfarrer mit biederm Gruße und öffnet mir mit treuherzigem Willkommen das schmucklose Gemach, aus dessen Kammer mir die hoch über einander gestellten weißen Milchfässer entgegen blinken. Dann hänge ich aufmerksam an seinen Gesprächen von Saat und Aernte und der ganzen ehrenwerthen Geschäftigkeit im Schooße der Natur, an ihre Scenen noch enger gefesselt durch das laute Schwirren zwitschender Sperlinge und girrender Tauben, die sich um den Taubenpfeiler drängen, und durch den Blick aus dem Fenster auf die braunen Kühe, die von bunten Hühnern und goldfarbnen Hähnen umscharrt und umflattert, hier muthwillig springen, da schwer einhergehn, und dort wiederkäuend ausruhn. Linde Stille umfängt das ganze Haus; nur von Zeit zu Zeit unterbricht dieselbe das Wiehern von Pferden auf der Gasse, oder am Abende das Brüllen der heimwandelnden Rinderheerde, oder das Glo-

ckengeklingel und das mannigfaltige Blöcken der sich vorüberdrängenden Schaafe. — O dann fühle ich in die süßen Träume von uralter Einfalt und Gastfreyheit so tief mich eingewiegt, daß mir ist, als möchte ich immer in der kleinen Stube hausen.

Solchen Genuß erwartete die ganze Gesellschaft, solchen Genuß fand sie am Ziele der fröhlichen Wallfarth im Hause des ländlichen Wirths, im gutmüthigen Kreise der Seinigen, bey der Musterung des Hofs und seiner Schätze, bey dem Spatziergange zwischen den fruchtbaren Bäumen und den Beeten voll blühender Bohnen im Garten, und zwischen den Hügeln des stillen Kirchhofs. Denn zum Besuche eines Landpredigers, zu dem Beschauen der mühevollen Geschäftigkeit in einem Dorfe gehört auch ein Gang auf den einsamen Platz, wo die Landbewohner ruhen von ihrer Arbeit. Und daß ein solcher Gang seine Reize hat, bezeugte die Länge der Zeit, die wir alle gern auf dem Todtenacker hinbrachten, indem hier ein Paar unter der hohen Linde vor der Kirchthür sprach, dort manche zerstreut die Inschriften an den

vielfarbigen Leichensteinen lasen, und da einer und der andre die ganze Zahl der großen und kleinen Gräber in einen Blick zusammen zu fassen strebte, oder ernster in das Dunkel schaute, womit ein niederhangender düstrer Fliederbaum ein versunknes Grab überwölbte.

So war der Nachmittag verflossen, und schon warf der Thurm weithin seinen Schatten über den Kirchhof, als der Pfarrer uns alle aufforderte, mit ihm in ein nahes Büschchen zu gehn, wohin jetzt eben schon etwas zum Abendessen getragen werde. Freudig folgten wir dem freudigen Führer und bald erreichten wir den lieblichen Obstbusch. Noch ein gutes halbes Stündchen, so ist alles bereit, es fehlt nur noch an diesem und jenem, sagte unser Wirth, und das war der Aufruf dazu, daß sich die Glieder der Gesellschaft, wie und wohin Laune, Neugier, oder Neigung sie trieb, noch ein wenig zerstreuten. Lindold ging mit seiner Gattinn im Gespräche vertieft auf und ab, seine Tochter hüpfte mit muntern Gespielinnen nach einer Wiese, und sank mit ihnen unter die Blumen, andre sahen einem auf dem nahen Strome vorbey-

segelnden Schiffe nach, einige löſten einen Kahn zu einer kleinen Waſſerfarth, und ich ging mit meinem Freunde Wendler an einer dichten Hecke hin, in welcher wir bald einen halb verwachſenen Weg bemerkten, der unter einen großen Birnbaum führte, deſſen weit gebreitete Zweige von jungen Früchten belaſtet ſchier bis auf den Boden hingen. Als hätten wir uns dazu verabredet, wandten wir uns durch das Geſträuch, und lagerten uns unter dem Baume auf dem weichen Raſen, auf deſſen Mooſe die rothen Strahlen der Abendſonne, die ſich durch das Gebüſch gebrochen hingoſſen, ſchimmernd zitterten. Sie nehmen Theil an meinem Schwager Lindold, begann Wendler, und an dem ehelichen Glücke ſeines Weibes, das weiß ich, und wir ſprachen neulich einmahl von ſeiner ehrlichen Ehebewerbung bey meiner Schweſter, ich habe den Aufſatz zu mir geſteckt, Ihnen denſelben zu geben. Wir haben jetzt noch Zeit genug, wenn Sie wollen, ſo leſe ich Ihnen ſeinen Antrag vor. Was Sie hören werden, fuhr er auf meine begierige Annahme ſeines Vorſchlags fort, iſt ein Brief meiner Schweſter,

den sie mir in der letzten Zeit meines Besuchs der Schule in D. schrieb. Mit gespannter Erwartung horchte ich und Wendler las:

Lieber Bruder!

Wenn dich der graue Morgen früh an deine Bücher ruft, so wecken mich noch früher Gefühle des Glücks. Denn glücklich bin ich, gewiß recht glücklich, o! daß unsre gute Eltern es noch erlebt hätten, mich so zu sehn. Du dürftest jetzt fürwahr mit deinem Frühaufstehn nicht gegen mich prahlen, ich denke, ich bin zum wenigsten ein Stündchen eher wach, als du. Als ich heute aufstand, war es noch todt auf der Straße, und so dämmerich, daß man nur am Fenster lesen konnte, bloß die Spitze unsers hohen Thurmes fing an etwas röthlich zu werden, und die Schwalben unter dem Dache begannen erst lange nachher, sich hören zu lassen. Fröhliche Menschen stehn gern zeitig auf, habe ich einmahl gehört, und das erfahre ich jetzt so sehr an mir, daß ich nicht begreifen kann, wie glückliche Leute, zum Beyspiel eine Braut oder ein Bräutigam einen köstlichen Sommermorgen verschlafen können. Was ich damit eigentlich will?

Es sollte mich eben nicht wundern, wenn du so fragtest, denn ich bin es seit kurzer Zeit, grade seitdem ich so früh aufstehe, gewohnt geworden, daß man mich nicht stets versteht, und der Oheim hat mir schon ein Paarmahl gesagt, ich sprach in ewiger Zerstreuung und manchmahl wie im Traume. Woher das kommen mag? Vielleicht ist das Frühaufstehn daran Schuld. Damit du aber weißt, woran du mit mir bist: Ich bin eine Braut und nun will ich auch hübsch ordentlich erzählen, und nicht zerstreut seyn. Als du zuletzt hier warest, wirst du wohl bemerkt haben, daß Herr Lindold und Herr Wundner immer sehr geschäftig um mich waren, daß sie oft vor unserm Hause vorbey zu gehn geruheten; daß sie in Gesellschaften sich nach mir drängten, daß sie von einem Stuhle neben mir so wenig wichen, als ob sie über einem Schatze säßen, daß sie auf jedes Wort, was ich sprach, horchten, als ob ich weissagte, wenn gleich das, was ich vorbrachte, oft der Rede nicht werth war, daß sie, wenn ich etwas fallen ließ, beyde so hastig zufuhren, als ob der, welcher es erwischte, das große

Loos zu gewinnen hätte, daß sie jede Gelegenheit benutzten, in unserm Hause etwas zu thun zu haben, und daß du nach dem allen zu bemerken beliebtest, daß das nicht von ohngefähr so sey, wobey du aus einer abscheulich schweren Wissenschaft bewiesest, daß alles in der Welt seine Ursachen habe. Daß das Benehmen der beyden Herren wirklich seine Ursache hatte, fing ich bald nach deiner Abreise immer deutlicher an einzusehn, nachdem ich es längst vorher, doch ohne Beyhülfe jener schweren Wissenschaft vermuthet hatte. Beyde rückten mir allmählich mit ihren Wünschen näher, daß ich ihr Weib werden möchte. Und nun rathe, wessen Frau ich seyn will. Denn ich werde abgerufen, und möchte wohl vor dem Abende nicht dazu kommen, meinen Brief zu endigen.

Abends:

Wie ich sagte, vor Abends komme ich nicht wieder ans Papier, es hat schon eilf geschlagen, und der Mond mahlt mir meine Fenster heller in der Stube ab, als das Lämpchen auf meinem Tische scheint. Lindold ist nicht lange erst gegangen, und da kann ich

noch nicht ruhen, meine Hände sind von seinem Drücken noch ganz warm, und meine Lippen glühen von seinen Küssen. Du wirst doch wohl gerathen haben, daß Lindold der Erwählte ist? Sonst werde ich deiner Scharfsicht künftig nicht sehr trauen.

Wundner ist freylich hübscher und kleidet sich prächtiger, und hat mehr Welt, wie man es heißt, aber Lindold ist ehrlicher, treuherziger und um vieles häuslicher und wirthschaftlicher. Wundner weiß sich mehr geltend zu machen, und Lindold i s t mehr. Wundner spricht und entscheidet und Lindold denkt und weiß mehr, Wundner prahlt mit Arbeit, und Lindold arbeitet. Bey Wundnern zeigten die andringlichsten Erklärungen, daß er nur in sich verliebt sey, in Lindolds ganzem Benehmen sahe man das Gefühl der Bescheidenheit zu der Hoffnung gemischt, daß man ihn nicht verkennen werde. Wenn mir Wundner die Hand küßte, so arbeitete er diese Höflichkeit so tanzmeisterlich abgemessen aus, und machte dazu eine so wichtige Mine, daß ich grade in seiner tiefen Verbeugung seine Vermuthung las, ich müsse es wohl für Glück halten, daß

ein so feiner Mann seine Augen auf mich werfe. Wenn Lindold meine Hand küßte, so verbeugte er sich bisweilen gar nicht, aber ich fühlte, daß seine Hand und seine Lippen zitterten. Wündner sagte mir weit mehr Artigkeiten, aber Lindold hatte mehr Achtung für mich. Es traf sich ein Paarmahl, daß ich mit jenem aus dem Fenster sahe. Wenn dann Leute vorübergingen, so lehnte er sich so dicht nach mir hin, und lachte und flüsterte mir etwas zu, als wollte er den Vorbeygehenden sagen, wie viel er bey mir gelte, daß ich mich recht darüber ärgerte. Lindold zog sich in ähnlichen Fällen zurück, und erhöhte in seinem Gesichte und seiner Stellung den Ausdruck unanmaßlicher ehrerbietiger Schätzung. Wundner kramte, wenn er mir Süßigkeiten sagen wollte, eine Menge alter und gelehrter Sachen aus, daß ich nicht umhin konnte, zu denken, er müsse von dem Gegenwärtigen wohl nicht sehr voll seyn. Er nannte mich nicht selten eine Göttinn, das war mir immer recht widerlich, oder eine Grazie, das ließ ich mir eher gefallen, weil ich dachte, eine Grazie hieß ein hübsches Mädchen;

nachdem mir aber Lindold auf meine Nachfrage erklärt hatte, was eine Grazie eigentlich war, habe ich es immer mit Beschämung und mit der Furcht gehört, Herr Wundner wolle mich aufziehen. Lindold nannte mich seine Gute, seine Theuerste, seine geehrte Freundinn, und das klang mir viel lieber und zutraulicher, und mehr für das Haus und nicht so wie fürs Theater. Wundner schmeichelte mir, um sich recht ins Licht zu setzen, und Lindold liebte mich, wie sich selbst, und ging zärtlich und schonend, aber offen und herzlich mit mir um, wie man mit sich selbst umgeht.

Nur ein Geschichtchen zum Beweise. Vor kurzem hielt sich hier ein junger geschickter Mahler auf, der unter uns gar viel zu thun bekam. Der Oheim hatte den Einfall, ich sollte mich mahlen lassen, und er drang so ernstlich darauf, daß ich mußte. Lache nur nicht über das Mußte, Brüderchen, es ist doch wahr. Man sagt wohl, ein guter Mahler sey allemahl verliebt, und ich glaube, man hat Recht, nicht bloß, weil er mir auf eine ganz eigne Art in die Augen sahe, als er mich zeichnete, sondern weil er mir hernach ein

Bildchen brachte, das er nothwendig in verliebtem Muthe gemahlt haben mußte, weil er sonst anders gesehn, oder nicht anders gemahlt haben würde, als er sahe. Du sollst einst selbst urtheilen. Die ganze Farbe ist so zart und blendend, wie der Schimmer des Morgenroths auf Schnee, die Lippen sind so schön gewölbt, daß ich gewiß etwas sehr Sanftes und Frommes, oder Weises sagen müßte, wenn mein Mund so gefallen sollte, die Augen sind so groß und rund und glänzend, und der Fall der braunen Locken hebt die Stirn, die Wangen und den Nacken so heraus, daß ich das Gemählde nicht ansehen kann, ohne mich etwas gedemüthigt zu fühlen. Das Bild nun zeigte ich meinen beyden Freyern. Nicht wahr, Herr Wundner, sagte ich diesem, der Künstler hat mir sehr geschmeichelt? Geschmeichelt? rief er, sagen Sie vielmehr, er hat sie verzerrt, entstellt, geschweige denn erreicht jenen Zauber, jene überirdischen Reize, — — ich bat ihn, stille zu schweigen, und du kannst mirs glauben, ich habe ihn seitdem stets mit Widerwillen gehört. Als er weg war, kam mein Lieber. Sehn Sie hier, Lin-

dold, begann ich, ist das Bild nicht viel schöner, als ich bin? Er überblickte es kalt und flüchtig, und ließ seine Augen dann mit unaussprechlicher Wärme auf mir ruhen. Ja es ist schöner, sprach er, aber Sie sind besser, viel besser, liebe Marie, jenes Stück wollte ich allenfalls einer Gallerie überlassen: aber ein Gemählde, das sie darstellte, ganz wie Sie sind, wahr und ungemeistert, das müßte am Tage über meinem Schreibtische, in der Nacht über meinem Bette hängen, und wo möglich auf jedem Gange mich begleiten. Ich drückte ihm die Hand mit einem Blicke, als ob ich nicht zürnen würde, wenn er meine ihm ziemlich nahe Wange küßte, er sahe mich innig fröhlich an; ich sahe es deutlich, wie die Schüchternheit mit dem Entschlusse, einen Küß zu wagen, kämpfte; aber die Schüchternheit siegte, und das hat mir den Mann nur um so werther gemacht. Ach wenn ich ein Bild hätte, das Ihnen etwas ähnlich wär, fing er von neuem an, und sahe dabey so wünschend auf einen ziemlich gut getroffenen Schattenriß, daß ich nicht umhin konnte, ihm die Kleinigkeit zu geben. Am Morgen darauf erhielt ich

von ihm folgenden Brief, von welchem ich für dich schon vor ein Paar Tagen die beyliegende Abschrift gemacht habe, denn die Urschrift kommt nicht aus meiner Hand. Da lis nun, und laß dich nicht dadurch irre führen, daß dir vielleicht manche Stelle ein Lächeln abdringt. O man kann bisweilen über einen lächeln, den man doch von Herzen lieben und achten muß. Lis, und sag dann, ob ich nicht wohl gewählt habe:

„Beste, theuerste Marie,

O daß ich sagen dürfte: meine Marie! Aber kann ich denn anders sprechen? ists mir denn nicht, als ob ich Sie so nennen müßte! Ach gewiß, ich glaube, ich würde recht unglücklich seyn, wenn Sie meine Marie nicht seyn wollten. Ich habe mich zu sehr gewöhnt, Sie zu mir selbst zu rechnen, lange schon habe ich nie an mich gedacht, ohne an Sie mit zu denken, oftmahls dachte und fühlte ich Sie auf das lebendigste, wenn ich mich meiner selbst nur dunkel bewußt war, und gewiß seit einem Vierteljahre sind alle meine Gedanken ein einziges Ave Marie gewesen. Wenn ich mich davon wieder entwöhnen sollte,

ja fürwahr, da würde ich recht unglücklich seyn. Und das wollen Sie doch sicher nicht? O Sie waren gestern so gut, Sie sind so gut, das fühl ich bey jedem Blicke auf den Schattenriß, der vor mir hängt. Meine Augen ruhen auf ihm, und meine Seele und mein Herz schwärmt um sein liebes Urbild, und verliehrt sich in den Träumen von dem Glücke, das ich ohne dieß nicht haben kann. Doch ich will Sie nicht überreden, nein, gewiß nicht. Forschen Sie bey allen, die mich kennen, nach mir, beobachten, prüfen Sie mich, merken Sie auf alle meine Fehler, ich möchte Sie um alles in der Welt willen nicht täuschen, ich möchte meine Freude nicht mit Ihrem Kummer erkaufen, ich würde ja selbst elend werden, wenn Sie sich als meine Gattinn unglücklich fühlten, wenn Sie es je bereuten, mein Weib geworden zu seyn. Nein bey meiner Ehre ich will Sie nicht betrügen, o daß ich mich Ihnen darlegen könnte, unverstellt und unverlarvt, ganz wie ich bin, daß mein Inneres Ihnen bekannter wär, als es mir selbst ist!

Schenken Sie mir einige Augenblicke, in

welchen ich versuchen will, mich Ihnen ein wenig zu entwickeln. Von meinen Tugenden werde ich nichts sagen, ich kann deren nicht zu viele haben, und es soll mir sehr erfreulich seyn, wenn Sie einst einmahl vielleicht etwas Gutes an mir finden, was Sie nicht in mir gesucht hätten. Meine schwache Seite will ich Ihnen enthüllen, und Sie auf alles aufmerksam machen, was Ihnen Ihre Wahl einst verbittern möchte, was Sie wissen müssen, wenn Sie etwa Rücksprache mit sich halten wollen, ob Sie auch Lust und Kraft haben, das an mir zu dulden, was wohl besser seyn könnte. Wohlan ich will vor mir sitzen, und mich als ein gewissenhafter Mahler conterfeyen.

Ich bin, wie Sie vielleicht wahrgenommen haben, nur von mittler Größe, etwas braun von Farbe, mehr untersetzt als schlank und fein gewachsen, und überhaupt nichts weniger als schön, unzählige sind hübscher als ich. Ich muß Sie daran erinnern, gute Marie, weil Sie mich schwerlich so in die Augen gefaßt haben, als ich Sie. Ihre Züge freylich sind alle tief in meine Seele ge-

prägt, und ich weiß ihr ganzes holdes Gesicht auswendig bis auf die zwey allerliebsten kleinen Sommersprossen unter dem linken Auge. Sie gutes unschuldiges Kind aber haben bisher so wenig nach den Männern geschaut, daß ich es für Pflicht hielt, Sie auf mein sichtbares Wesen und dessen Unvollkommenheiten etwas aufmerksam zu machen. In meiner Kleidung und in meinem ganzen Aeußern war ich bis jetzt ein wenig zu nachläßig, so daß schon Manche aus meinem Gange gemuthmaßt haben, ich möchte wohl ein wenig schief seyn, ob ich gleich auf Ehre versichern kann, daß ich ganz und gar nicht schief bin. Indessen bin ich auch darin, seitdem ich um Ihre Liebe geworben habe, weit sorgfältiger geworden, und ich kann versprechen, daß es in Ihrer Gewalt seyn wird, mich allenfalls noch zuzustutzen. Wenn Ihnen zum Beyspiel der Rock, den ich trüge, zu alt und abgetragen schien, so brauchten Sie mir künftig nur zu sagen: Mann, nimm doch ein andres Kleid, und ich würde es augenblicklich thun, um Ihnen mehr zu gefallen. Eine andre Nachläßigkeit liegt tiefer in meinem Innern,

und die werde ich wohl behalten müssen, weil ich nicht einsehe, wie ich mich ihrer entledigen könnte, ohne zugleich meine Gesinnungen und Grundsätze zu erschüttern. Ich bin nehmlich, wie man es nennt, ziemlich grade zu, was bey Manchen eben so viel gilt, als grob und plump. Entscheiden Sie hier, verehrte Freundinn, ob ich unhöflich und beleidigend bin, und glauben Sie mir, daß ich, wenn meine Offenheit je dahin ausarten sollte, von Ihnen Lehre und Weisung anzunehmen entschlossen bin. Indeß das ist wahr: einen sehr leisen Tritt habe ich nie gehabt, ich habe immer gesprochen, wie ich dachte und fühlte, ich habe immer alles gesagt, wie es ist, und es kann wohl seyn, daß mich das, wie mir bisweilen auch vertrauet ward, in meinem Emporkommen etwas gehindert hat. Aber so wirds wohl bleiben müssen. Damit hängt denn eine gewisse Unbiegsamkeit, mit der es sich vermuthlich noch geben wird, zusammen, nach welcher ich bisher alles so erwartete und verlangte, wie es seyn muß, und alles immer nach seinem Zwecke eingerichtet und gebraucht sehn wollte. Ich habe Tassen

und Gläser von Schenktischen genommen, um etwas hinein zu gießen, und das lief hindurch, weil sie mit hinterwärts gekehrtem Bruche bloß zum Putze da standen, wer konnte das denken? ich habe mich an Säulen gelehnt, die morsch waren, und nichts zu tragen vermochten, wer sollte das vermuthen? ich habe bisweilen etwas essen wollen, was mir bloß zur Zierde mit auf den Teller gelegt ward, wie kann man darauf fallen? ein Stuhl ist dazu, daß man darauf ruhet, habe ich immer gedacht, und mich manchmahl blindlings niedergelassen, und da kam ich bisweilen auf etwas zu sitzen, was nicht zur Unterlage bestimmt war. So habe ich einigemahl die Widerwärtigkeit gehabt, mich auf einen Kopfputz zu setzen, das lief nun freylich für meine Person ohne schlimme Folgen ab, aber die Besitzerinnen des Schmuckes sahen doch ziemlich böse dazu aus. Nun will ich mich zwar möglichst in Acht nehmen, nicht auf Ihren Hauben auszuruhn, weil mir doch aber bey aller Vorsicht eine und die andre ähnliche kleine Ungeschicktheit entwischen könnte, so habe ich nicht ermangeln wollen, es mit anzuführen.

Ein andrer Fehler, über welchen ich bis jetzt noch nicht recht habe Herr werden können, ist, daß ich abscheulich heftig und aufbrausend bin. Das ist Ihnen vielleicht etwas Neues, aber es ist leider wahr. Indeß muß ich hinzusetzen, daß mein Zorn nie länger als Augenblicke dauert, und ich will Ihnen vorläufig das Mittel angeben, ihn auf der Stelle zu dämpfen. Ein Gesicht, wie das Ihrige ehegestern, als Sie am Fenster saßen, könnte mich wie durch einen Zauberschlag urplötzlich sanft und zahm wie ein Lamm machen. Vielleicht haben Sie es schon vergessen, wie Sie aussahen, ich muß es Ihnen also beschreiben. Sie saßen so sanft und freundlich und sittsam da, wie Sie immer sind. Da flog Ihnen eine wilde Hornisse sumsend um die Locken, daß mir recht bange ward. Sie aber blieben ruhig und verhalten, und regten sich nicht, und rührten keine Hand, als wären Sie bereit, zu dulden, Ihre milden Augen blinzten so schüchtern, als fürchteten Sie, und Ihr ganzes Gesicht war dabey so gelassen und seiner guten Sache gewiß, als hätten Sie nichts zu fürchten. Se-

hen Sie, meine Theuerste, wenn ich einmahl auch noch so heftig bin, so gebährden Sie sich nur, als ob wieder eine Hornisse käme, und ich eile, Sie mit Thränen in den Augen um Verzeihung zu bitten. Auch lasse ich bey dem größten Unwillen mit mir sprechen, und nehme Weisung an. Ich war heute früh bey der Durchsicht einer erschrecklich verworrenen Rechnung eines unordentlichen Menschen ziemlich verdrüßlich, und fuhr meine Aufwärterinn ein Paarmahl an. Seyn Sie aber darum nicht besorgt, beste Marie, ich verspreche es Ihnen feyerlich, wenn mir künftig eine Rechnung auch noch so viel zu schaffen macht, Sie sollen es nicht entgelten. Meine Aufwärterinn ist noch ein wenig hitziger als ich, sie fuhr mich also wieder an, und das war schon recht, und sagte, ich wisse selbst nicht, was ich wolle. Da ging ich in mich. Es ist auch wahr, antwortete ich, das verwünschte Papier da macht mir den Kopf so warm, daß ich nicht weiß, was ich will, aber das weiß ich, daß ichs nicht böse meynte, habe sie Geduld mit mir, ich will dafür Geduld mit diesem dummen Zeuge haben. Und damit war die Sache abgethan.

Uebrigens mag wohl grade meine Raschheit und Reizbarkeit manche schon verleitet haben, mich überhaupt für mürrisch und ungefällig, für ungeschickt, mich zu fügen und nachzugeben, und für eigensinnig zu halten. Aber da haben sich die Manchen fürwahr doch geirrt. Ich lasse mir wohl etwas gefallen, ich gebe manchmahl gern nach, ich schicke mich bereitwillig in Verhältnisse, ich weiß wohl, daß man eine Frau in manchen wirthschaftlichen Geschäften nicht stören darf, und daß man diese und jene häusliche Unbequemlichkeit tragen muß, weil sie mit großem Guten genau zusammenhängt. Ich habe mich daher immer recht geärgert, wenn ein Mann zu empfindlich und weichlich that, das Schreyen seiner Kinder auszustehn, und manche unterdrückte Weiber haben mich innigst gedauert, wenn sie bey dem Kreischen ihrer Kleinen so herzlich ängstlich wurden, weil sie schon wußten, daß ihre Ehegemahle es übel nehmen, und den armen Müttern, die doch unschuldig daran waren, und auch keine Freude darüber hatten, zurechnen würden. Das habe ich immer für recht unverständig gehalten, und stets gemeynt, ein

Vater müsse nicht zu zärtlich seyn, Kindergeschrey zu hören, und wenn Sie meine Gattinn werden wollen, liebe Marie, so sollen Sie sich einst überzeugen, daß ich darin und in andern Fällen ganz vernünftig bin.

Eins bekümmert mich nur, meine Theure, der Zweifel, ob ich auch wohl im Stande bin, allen Ihren Wünschen zu entsprechen, ob es mir nicht an manchen innern und äussern Eigenschaften fehlt, Ihnen recht gefällig zu werden, und Ihnen das Leben möglichst zu versüßen. Mir fällt sogleich etwas ein. Ich dachte gestern Abends an Ihr Lieblingsliedchen, mit welchem Sie mir oft schon Freude in die Seele sangen, da überlegte ich denn, wie das so hübsch wäre, wenn ich mit meiner Stimme Ihren Gesang begleiten könnte, und auf der Stelle machte ich den Versuch, das Lied zu singen. Da habe ich aber ganz deutlich vernommen, daß es damit nichts ist, indem ich ohne Ruhm zu melden, eine Stimme zum Gesange habe, wie eine Krähe. Doch das und manches andre möchte seyn; allein, gutes Kind, meine Güter und Einkünfte sind so spärlich abgezählt und so auf Wirth-

schaftlichkeit berechnet, daß ich Ihnen nicht, wie Sie es verdienen, ein reiches und überflüssiges, sondern nur ein mäßiges und eingeschränktes, doch sorgenfreyes Leben anbieten kann. Ein Haus zu halten, und alles, was im Hause ist, zu nähren, habe ich genug, was gute Sitte und Anstand fodert, vermag ich zu bestreiten, und ich habe nach genauer Erforschung der Preise der Dinge herausgerechnet, daß ich selbst von Seide und Band, und limmerflitterchen und Flor und ähnlichem durchsichtigen Gewebe, das nicht warm hält und geschwind vergeht, so viel werde anschaffen können, als man davon haben muß. Aber freylich auch nur so viel, als man haben muß, und Sie selbst denken viel zu richtig, als daß Sie nicht wüßten, daß die Natur mit wenigem zufrieden ist, ich meyne mit wenigem Schimmerzeuge und Flitterputze und allerley nichtigem Wesen.

Dabey werden Sie es nun gewiß nicht glauben, wenn Ihnen jemand einreden will, daß ich geizig sey. Wer genügsam und häuslich ist, wer gern auskommen, gern jedermann ehrlich bezahlen, sich nicht noch über

das Grab weg einen Betrüger schelten lassen will, der heißt ja freylich oft geizig, und wer zu wichtigen Zwecken spart, den nennt man karg. Und wichtige Zwecke waren es wirklich, um welcher Willen ich bisher von meiner Einnahme geringern Aufwand machte, als ich allenfalls bestreiten konnte. Sie sollen mich richten. Zwey Jahre sind es nun, daß ich Sie zuerst kennen lernte, und wünschte, Sie möchten meine Gattinn werden. Seitdem habe ich alles, was ich nicht zum Nothwendigen gebrauchte, verwendet, mein Haus für meine Absicht so gut als möglich einzurichten, ohne mein kleines, sehr kleines elterliches Erbtheil anzugreifen. Das liegt bereit, für Sie in irgend einer guten, sichern Versorgungsanstalt angelegt zu werden, wenn etwa der größte Hausvater mich eher aus meinem Hause auf einen andern Platz hinschicken sollte, als ich es wohl wünschte. Wittwen und Waisen haben mich immer so gerührt und gejammert, ich habe immer geglaubt, daß der Mann des besten Adels verlustig gegangen seyn müsse, der für Wittwen und Waisen und für ihre Rechte keine Ehr-

erbietung und für ihre Noth keine Empfindung hätte, ich habe in meinem Amte und Berufe meinen Mund nie gehemmt, wenn es darauf ankam, für sie zu sprechen, und ich wär noch heute bereit, mich ins Gefängniß führen zu lassen, wenn es die Vertheidigung der Sache der Wittwen und Waisen auch gegen die Mächtigsten so mit sich brächte. Und ich sollte meine Wittwe und meine Waisen vergessen können? Das wolle Gott nicht. — Thränen der Rührung fallen auf meine Schreiberey und ich werde sehr ernst, meine Freundinn. Doch das wird Sie nicht befremden, weil sie wissen, daß ich Sie auch für die ernstern Auftritte des Lebens und noch bis über den Tod hinaus zu meiner Gefährtinn wünsche. Aber weiter schreiben kann ich vor inniger Bewegung nicht. Nehmen Sie sich Zeit zur Ueberlegung, prüfen Sie mich und sich, ob Sie es wohl wagen können, mein zu werden, wie ich ewig bin

Ihr Lindold."

Wenn du diese Ehebewerbung gelesen hast, guter Bruder, so wirds dir wohl völlig ausgemacht seyn, daß ich Lindolds und nicht

Wundners Frau werde. Her Wundner kam, als ich nicht lange erst jenen Brief gelesen hatte, um, wie er mir zulispelte, seiner Göttinn zu huldigen und ihre Gnade zu erflehen; er wurde aber eben so höflich als entscheidend abgewiesen, Lindold erhielt das Jawort, und in wenigen Monaten bin ich seine Gattinn. Wenn du recht artig bist, so sollst du mit zur Hochzeit gehn. — Aber nun genug, es hat schon ein ziemliches Weilchen zwölf geschlagen, und der Mond ist so weit fortgerückt, daß das eine Fenster, so lang es ist, klar abgebildet auf meinem Bette liegt und es gar hell erleuchtet. Ich eile zu meinem Lager, da will ich heiter in den milden Schimmer sehn und mit Gedanken an meinen Lindold entschlummern. Schlaf auch du wohl, mein Lindold, und träume von mir, schlaf wohl und träume süß.

Und du, Brüderchen, wirst längst schon ruhen, du magst recht schön von deinen griechischen und lateinischen Büchern, oder von einem Gedichte auf meine Hochzeit träumen.

Deine Schwester

Marie Wendler.

Ehe Wendler noch ganz zu Ende gelesen hatte, hörten wir das lustige Getümmel der sich wieder sammelnden Gesellschaft, und brachen bald aus unserm Dickicht hervor, uns an sie anzuschließen. Reinlich und zierlich stand der Tisch besetzt und sehr einladend für so vergnügte Leute, als ihn rings umgaben. Lindold stand vor seiner Gattinn und blickte ihr freundlich und bedeutend ins Gesicht. Indem kam mit den andern Mädchen seine Tochter und reichte ihm einen großen bunten Kranz von röthlichen Vogelwicken, blauen Glockenblumen, rosenfarbnen Feldnelken, gelbem Weidrich und rothen Erdnußblüthen in einander geflochten. Lindold empfing ihn; nimm du ihn, liebe Marie, sagte er, der Schmuck kommt heute dir zu, und damit warf er ihr ihn scherzend über den Hals, daß er wie ein Ordensband über ihre Brust hinging, weißt du wohl heute vor dreyzehn Jahren? Sie lächelte, blickte zufrieden vor sich nieder und reichte ihm die Hand, die er warm an seine Brust drückte.

Heute vor dreyzehn Jahren, wiederholten einige aus der Versammlung, was war denn da?

Lindold. Da bekam ich das Jawort auf meinen Antrag, und ich muß es nur gestehn, daß ich diesen Tag absichtlich zu einem Besuche bey Ihnen, Herr Pfarrer, ausgelesen habe, um das Andenken daran hier zu erneuern. Vielleicht erinnern Sie sich noch, wie ich zwey Tage nach meiner glücklichen Ehewerbung mit meiner Braut auch bey Ihnen war.

Der Pfarrer. Was sollte ich nicht? Aber lieber Himmel, wie die Zeit hingeht, es ist mir wie gestern, wie Sie da als Bräutigam so selig bey mir waren, das wären schon dreyzehn Jahre? Ihre liebe Frau sieht ja so jugendlich aus, wie eine Neuverlobte. Und doch, da steht das liebe Töchterchen so groß und flink, als ob sie wohl noch älter wäre. Nun es ist doch brav, daß Sie mit andern lieben Leutchen den schönen Tag bey mir haben zubringen wollen, Sie sollen auch großen Dank dafür haben. Wir müssen nun nur recht lange hier zusammen bleiben, und das können wir, es ist beynahe die ganze Nacht helle, sehen Sie nur, dort hinter der hohen Eiche steht schon der Mond. Wohlan,

alle meine Gäste, essen Sie und lassen Sie sichs wohl schmecken. Und mit jenen Flaschen müssen wir uns noch ein wenig näher bekannt machen; nicht so, Herr Lindold, wir trinken gleich eins zum Andenken an den frohen Tag des Jaworts?

Ein Unverheyratheter, mit einem innigen Blicke auf ein Paar freundliche braune Augen: An den frohen Tag des Jaworts! Ja wohl mags süß seyn, wenn die Geliebte mit rothen Wangen und glühenden Lippen das liebe leise Ja lispelt! Nicht wahr, Herr Lindold, das ist ein seliger Tag, der seines gleichen nicht im Leben hat?

Lindold. Freylich, freylich ein seliger Tag! — er strich seiner Marie über die Wangen, — aber warum sollte er nicht seines gleichen haben? was fehlt mir denn heute? Fühlte ich nach der begünstigten Ehebewerbung mich auch bezauberter entzückt als jetzt, so fühle ich jetzt mich ruhiger glücklich, und war ich damals berauschter, so bin ich nun befriedigter.

Holla! rief der Pfarrer drein, und klopfte mit dem Messer auf den Tisch, jeder nehme

sein Glas. — Jeder nahm es, und grüßte damit den heitern Sommerabend, dessen langen Genuß zu beschreiben ich mich wohl hüten werde, weil sich so etwas nicht beschreiben läßt.

Aber allen guten Menschen wünsche ich recht viele solche fröhliche Abende.

XIII.

Der Zahn.

Willmann lebte seit vier Monaten in einer Stadt, wohin man ihn wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit in gewissen öffentlichen Geschäften gezogen hatte. Er war gesund, arbeitete leicht, und genoß bey einem guten Auskommen der allgemeinen Zufriedenheit mit dem, was er that. Aber es drückte ihn allmählich, immer nur seinem Schreibtische oder seinen Büchern gegen über zu sitzen, nie ein Athmen, Rauschen und Wandeln um sich zu vernehmen; wenn er eine Hand ausstreckte, stets in die leere Luft zu greifen, und im ganzen Hause nichts zu hören, als den Husten einer betagten Haushälterinn, die es ihn täglich bedenken lehrte, welchen Dank er ihr

schuldig sey, daß sie bey ihrer Schwäche die Güte habe, sich seiner anzunehmen, und die überhaupt etwas ungnädig war. Das ging übrigens ganz nach der Ordnung der Dinge, denn eine alte Aufwärterinn ist meistens sehr wichtig im Hause, und bisweilen auch etwas unleidig. Wenn daher ein unverheyratheter Herr betroffen und zerstört in eine Gesellschaft kommt, so ist es zum mindesten eben so wahrscheinlich, daß ihm grade sein dienstbares Mütterchen, ihrem Ausdrucke nach, durch den Sinn gefahren ist, als wenn ein verheyratheter Herr ernst und nachdenklich erscheint, daß die Gemahlinn so eben ein wenig nachdrücklich zu seinem Verstand und Herzen gesprochen hat.

Dabey wird es nun Niemanden befremden, daß Willmannen einst, da er von Geschäften nach Hause zurückging, das Herz zu klopfen anfing, wie es ihm noch nie geklopft hatte, als er in einer Thür eine junge Schöne sah, die zwischen der bräunlichen Seide, die von ihrem Haupte auf das blendend weiße Halstuch zu beyden Seiten floß, mit hellen blauen Augen in dem lieblichsten Gesichte

hervorschaute. Sein Blick war auf sie geheftet. Weil er im innersten Herzen beschäftigt die Füße recht zu heben vergaß, so war ihm, als blieben sie bey jedem Schritte hangen; als er vorüber war, däuchte ihm, er gehe ungeschickt, oder werde ins Stolpern kommen, und immer wollte er sich umsehn, und immer wagte er es nicht, und als er endlich wie verstohlen herumblickte, da war die liebe Thür schon wieder zu.

Die Aufwärterinn ward schnell, aber so zurückhaltend nach einem gewissen Hause, von dessen holder Bewohnerinn Willmann doch nichts sagen mochte, gefragt, daß ihre Antworten für ihn noch unbefriedigender, als für sie seine Fragen waren. Wie konnte er sich auch bey einer alten Frau erkundigen, der es höchst gleichgültig seyn mußte, ob in einem gewissen Hause ein Mädchen, und ob das Mädchen hübsch war? Er hätte den ersten besten jungen Mann auf der Straße fragen sollen. Zum Glücke kam gleich nachher ein kürzlich erworbener Freund, dem er seine wichtige Entdeckung in dem pfadlosen Meere der Wünsche mittheilen konnte, was er aber

nicht gethan haben würde, wenn der Freund nicht eine Gattin gehabt hätte.

So, so? rief dieser, kennen Sie Hüfers Lottchen auch schon? — Lottchen also? Er hatte nie etwas so geschwind behalten, als diesen Namen, und ihm wurde dabey so, — gerade so, wie manchem meiner Leser, wenn er diesen Namen list.

Ihr Vater? fuhr er hastig fort, und er hatte Unrecht, daß er sich ärgerte, nichts von der Tochter zu hören, da er nur nach dem Vater gefragt hatte.

Ihr Vater? sagte der Freund, mich wundert's, daß Sie noch nichts von dem Manne gehört haben, — ihr Vater ist der treffliche Wundarzt Hüfer, — ein biederherziger, geschickter Mann, der ganz für seine Kunst geschaffen ist, und in ihr lebt und webt, der Unzählige gerettet hat, und wenn er nicht so oft unentgeldlich arbeitete, sehr reich seyn könnte. Allen, die hier beschädigt waren, und beschädigt sind, ist er gewiß eben so ehrwürdig, als er den jungen Männern wegen seiner schönen Tochter wichtig ist. Er hat mir vorlängst auch einmal geholfen. Stundenlang

könnt' ich von dem Manne erzählen, so schätz' ich ihn. Nie geh ich vor ihm vorüber, ohne meinen Huth tief abzunehmen, und wahrlich, das verdient so ein Mann. Ein tüchtiger Wundarzt müßte in jedem Staate einen recht ausgezeichneten Rang haben. Hier kann man es allenfalls wagen, einmahl den Hals zu brechen, was den Leuten an den meisten Orten, besonders in kleinen Städten, sehr zu widerrathen ist. Hüfer heilt die gefährlichsten Verletzungen, und macht seinen Kranken nicht viele Schmerzen. Wenn ich Landesherr wär, ich erhübe ihn in den Adelstand. Wiewohl so ein Mann ist allemahl von Adel. Glauben Sie darum nicht, daß ich bloß sein Lobredner bin, ich habe auch Ohr für seine Fehler. Man gibt ihm ausser der Eilfertigkeit zum Schneiden, wovon ihn doch aber auch Kenner freysprechen, Schuld, daß er eine kleine Schwäche für das Zahnausreissen habe, und daß dieser Neigung wohl bisweilen ein Zahn geopfert sey, dem so noch beyzukommen gewesen wär. Der Mann hat manches Tausend Zähne ausgehoben, und scheint diesem Zeitvertreibe immer mehr Geschmack abzuge-

winnen, so wie es auf ein neues Tausend losgeht. Wenn er daher einem in Anspruch genommenen Zahne nahe kommt, so wird ihm wie einem Insektensammler, der einen seltnen Käfer sieht; er muß ihn haben. Bey dem allen bleibt er einer der würdigsten Männer der Stadt: erst in der vorigen Woche hat er einen sehr vornehmen Mann trepanirt, dem es recht gute Dienste gethan haben soll. —

Und die Tochter? unterbrach Willmann ungeduldig den Erzähler, der sich in Verfassung gesetzt hatte, noch ein Weilchen so fortzufahren. Ja, von der Tochter wußte der Freund ihm nichts zu sagen, als daß sie schön sey, wovon Willmann sehr überzeugt war, und daß sie ein edles Herz, und gesunden Verstand, und viel Erfahrung in der Wirthschaft habe, woran er seit dem ersten Anblicke auch nicht gezweifelt hatte.

Es war gut, daß der Freund bald darauf ging, denn unser Held fühlte sich bey einem Manne, der weiter nichts von Lottchen sagte, als was man ihr ansehn konnte, herzlich einsam, und sehnte sich, in Gesellschaft zu seyn mit der schönen Erscheinung in der un-

vergeßlichsten Hausthür der ganzen Welt. Das blonde Lockengeringel war ihm ein Heiligenschein, blaue Augen so voll eines guten Geistes, ein Angesicht, auf welchem die unbetastete Reinheit eines Kindes mit allen Reizen der Jugend so einnehmend zusammenfloß, hatte er noch nimmer gesehn, das Ehrfurcht gebietende weisse Halstuch schwebte ihn immer vor. Und was das letzte betrift, so ists nicht zu leugnen, daß ein recht weißes Halstuch und überhaupt alles recht Weisse ein Mädchen sehr gut kleidet. Daß er sich indeß an dieser Gesellschaft im Geiste nicht begnügte, wird man sich leicht vorstellen. Wie oft er an demselben Tage noch vor dem Hause vorüberging, kann ich nicht genau sagen, ich habe nur erfahren, daß er in der Zerstreuung seines Wesens unter andern einem kleinen Mädchen einen Milchtopf aus der Hand spazierte, und daß das Kind sich erst gar ungebärdig über seine Ungeschicktheit anstellte, dann aber von ihm entschädigt ganz zufrieden damit war.

Aber er mochte wandern und laufen, so lange er konnte, er sah sie nicht; er mochte

sich nach dem besten Vermögen seines Kleiderschranks geputzt haben, er sah sie nicht, er trieb das mehrere Tage so fort, und ach! er sah sie nicht. So gut er auch wußte, daß ein Mädchen nicht beständig am Fenster seyn dürfe, weil sich vom Fenster aus eine ganze Wirthschaft nicht übersehen läßt, so war es ihm doch peinlich, daß sie nicht seinetwegen einmahl die Gesetze der Häuslichkeit übertrat, daß er sie nie sah. So sehr es ihn tröstete, daß auch kein andrer junger Mann, und er glaubte jeden auf der nehmlichen Wanderung zu treffen, sie geschaut habe, so ward es ihm doch nach wenigen Tagen schlechterdings unausstehlich, daß er sie nicht sah. Was sollte er erfinden, in Bewegung setzen und veranstalten, in ein Haus zu kommen, zu welchem ihm keiner seiner wenigen Bekannten, wie er von weitem erhorcht hatte, den Zutritt verschaffen konnte? Alles, was ihm als Mittel einfiel, war überdacht, geprüft und am Ende leider verworfen. Beynahe hätte er jene alten Zeiten der Eingezogenheit und des kirchlichen Sinnes zurückgewünscht, in welchen ein Paar junge Leute, wenn ihre Eltern nicht

nahe verwandt oder sehr gute Freunde waren, sich fast nirgends als in der Kirche sahn, oder, als müsse alles auf dem Wege von der Kirche her seinen Anfang nehmen, einander allenfalls nur durch eine weislich angestellte Gevatterschaft genähert werden konnten. Irgend eine arme Frau hätte ihm ja dann wohl den Gefallen gethan, niederzukommen, und ihn und Lottchen zu Gevattern zu wählen. Alle jetzt gewöhnlichen und bequemern Gelegenheiten zur Bekanntschaft waren ihm versperrt, und so blieb ihm am Ende nichts übrig, als ein Bein zu brechen, einen Arm zu verrenken, oder wenigstens Zahnschmerzen zu bekommen. Das letzte schien ihm denn auch nach mancher Ueberlegung, und sorgfältiger Erlernung der Rolle, die er nun zu spielen habe, der glücklichste Einfall. Und so viel ist gewiß, mit der Empfindung von Zahnschmerzen, wo man sie etwa vorzugeben nöthig findet, kann man noch immer etwas gesicherter vor Entdeckung prahlen, als mit dem Besitze mancher Tugend.

Mit einem Tuche auf der Wange, das ihm unter der Hand bebte, mit beklommener

Brust und mit einem leisen Frösteln und Zittern in allen Gebeinen, wandelte er also den Weg zum Wundarzte. Als er Hüfers Haus erblickte, da ward ihm so ehrfurchtsvoll ängstlich, wie einem ist, der zum ersten Mahle mit einem Könige oder Fürsten sprechen soll, und als er das Schloß der Thür ergriff, da fuhr es ihm durch die Glieder, als hätte ihn das Schloß elektrisirt. Er gelangte indeß ohne weiteres Ereigniß, denn es stand nichts da, worüber er hätte stolpern können, in das Haus, und in die Stube, in welcher er den Wundarzt allein, ach, ganz allein! antraf. Helfen Sie mir, rief er ihm nach der flüchtigsten Einleitung zur Bekanntschaft zu, — und nun ward einem unschuldigen Backenzahne, in einem Athem so viel Böses nachgesagt, daß einem unschuldigen Menschen nicht mehr Böses nachgesagt werden kann, — rathen Sie mir, ich will erkenntlich seyn, ich gebe Ihnen, was Sie wollen, wahrlich, was Sie wollen.

Der Wundarzt. Lassen Sie das, mein Herr, darauf kommt es nicht an, gewiß nicht. Rathen und Helfen, wo ich es

vermag, ist mein Beruf. Ich muß zwar von den Leiden und Schmerzen andrer leben, aber darum ist mir die Bezahlung fürwahr nicht die Hauptsache. Man muß auch aus Pflicht und Mitleiden arbeiten, und das thu' ich gern. Sehn Sie, Herr, seit dem Tode meiner Frau hab' ich nun auf 2000 Zähne ausgenommen, und davon gewiß die Hälfte unentgeltlich, und erst vor einer Viertelstunde hab' ich, ohn' einen Pfennig zu verlangen oder zu erwarten, einem armen Tagelöhner bloß aus Menschenliebe einen Finger abgeschnitten. (Willmann zitterte vor dem furchtbaren Wohlthäter.) Sagen Sie also nichts von Vergeltung, die wird sich finden, und steht in ihrem Belieben. Beschreiben Sie mir nur ihren Schmerz, und zeigen Sie mir vor allen Dingen den Zahn.

Nach vollendeter Besichtigung brachte nun Willmann seine Gründe gegen den ehrlichen Beklagten förmlich, und mit so vieler Wärme und Lebhaftigkeit vor, daß der Wundarzt seine Angst und seine Pein für gewaltig groß hielt. Aber wie? Willmann konnte den Wundarzt überreden, daß er Zahnschmerzen

habe, die er doch nicht empfand? Der Mann muß in der Verstellung schrecklich geübt gewesen seyn! Nichts weniger. Von glühender Liebe und Ungeduld, von Verlegenheit über seine zweifelhafte Lage, von Verdruß, Lottchen nicht zu treffen, von Furcht und Hoffnung, daß sie noch kommen werde, bestürmt, sprach der Mann allerdings mit Leidenschaft, und die leidenschaftliche Sprache täuschte den Wundarzt, daß er nicht auf den Gedanken kam, das Uebel ein wenig tiefer zu suchen. Die verschiedensten Leidenschaften haben ja in ihrem Ausdrucke noch immer so viel Aehnliches, daß sich's auf den ersten Anblick nicht allemahl ganz sicher bestimmen läßt, welche eigentlich herrscht, so wie eine rothe Wange von Gesundheit oder von Schaam, oder auch von einem Schlage so roth seyn kann. Mit herzlichem Antheil sagte demnach der Wundarzt: Ich bedaure Sie. So schrecklich groß wär also der Schmerz?

Willm. Ach freylich leider! unausstehlich.

Der Wundarzt. Nun, nun, gedulden Sie sich nur, er soll bald überstanden

seyn. Haben Sie nur die Güte sich niederzulassen. (Er setzte ihm einen Stuhl dicht ans Fenster.) Hier nur auf den Stuhl, und dann den Kopf in die Höhe! ein Augenblick, ein Ruck, so ists vorüber.

Willm. Ein Ruck, ein Augenblick? wie?

Der Wundarzt. Ja, nur ein Augenblick, so ist alles weg.

Willm. Weg? was ist weg?

Der Wundarzt. Der Schmerz, der Zahn, ich muß den Zahn ausreissen.

Willm. Ausreissen? o weh! Sie werden doch nicht? —

Der Wundarzt. Ja, ja, ausreissen; nach der Beschreibung ihres Schmerzes hilft da nichts anders. Geschwind, mein Herr? Was nützt das lange Quälen? Es ist sonst nichts zu thun. Belieben Sie sich nur zu setzen.

Willm. Ach! Himmel! — Nein — Es ist, als ob der Schmerz nachließe.

Der Wundarzt. Das scheint nur so. Die Angst betäubt den Schmerz. Sie sind ein Mann, fassen Sie Muth. Der Zahn muß

heraus. Belieben Sie sich nur zu setzen. Geschwind, geschwind! —

Damit faßte der Mann unsern Helden bey der Hand und führte ihn zu dem Stuhle, und Willmann, der von dem Wundarzte zu viel wünschte, um ihn böse machen zu wollen, setzte sich wirklich. Man halte ihn darum nicht für einfältig. Er war in der That ein verständiger, einsichtsvoller, und in seinem Fache sehr geschickter Mann; aber wie mancher kluge und gelehrte Mann hat die Schwäche, sich nicht auf der Stelle helfen zu können, und über das war er von Leidenschaft betäubt. Auch hatte er ja die freylich schon sehr geschwächte Hoffnung, daß Lottchen doch endlich kommen und seiner Lage eine Wendung geben werde. Er hatte ferner den Wundarzt noch kein Besteck holen, noch kein fürchterliches Werkzeug schwingen gesehen, und kommt's aufs Aeußerste, dacht' er, so muß dich zuletzt ein Sprung vom Stuhle zur Liebeserklärung retten. Er saß also da, und harrte mit Zittern und Zagen. Belieben Sie ganz still zu halten, sagte der Wundarzt, daß ich den Zahn erst noch einmahl untersuche, und dann besah

er ihn, und betastete ihn; und dann ein Ruck, ein Augenblick, ein Knattern in Willmanns Kopfe, und der Zahn war heraus! denn er hatte den Schlüssel, den er klüglich in der Hand verborgen hielt, und er hatte ihn gewöhnlich in der Hand, urplötzlich angesetzt, und hier fürwahr als Meister seiner Kunst gebraucht. Herrlich! rief er, da ist der arme Sünder. Willmann war vor Schrecken starr, und hielt sich selbst für den armen Sünder. Ein Weilchen saß er stumm in tiefem Staunen da, wußte nicht, was er denken und sagen sollte, und würde den ganzen Vorfall für einen Traum gehalten haben; wenn er nicht zu viel sinnliche Gewißheit gehabt hätte. So ein Schmerz, so ein Schüttern, — — doch auch in der lebendigsten, darstellendsten Beschreibung kann Zahnweh unmöglich etwas Reizendes haben.

Mit trübem Gesichte erhob er sich endlich, und hoffte, so sehr auch Schreck und Schmerz und Verlust ihn peinigte, noch immer auf Lottchen. Nun wird sie kommen, dacht' er, und fast war sein Abentheuer ihm lieb, sie wird dich leiden sehn, und das wird

ihre Theilnehmung wecken, und der Anfang seyn, dich ihr wichtig und werth zu machen. Darin irrte der Mann nun wohl, denn ein Gesicht, wie es gemacht wird, wenn ein Zahn ausgerissen ist, kann für ein junges fröhliches Mädchen schwerlich etwas Empfehlendes haben. Indeß er dacht' es, was denken nicht Verliebte? und harrte und zögerte, so lang er konnte; aber er harrte und zögerte vergebens. Lottchen kam nicht, der Zahn war fort, der Schmerz hielt an, betäubt ergriff er Hut und Stock, drückte dem Wundarzte ein Goldstück in die Hand, und schlich um vieles ärmer, denn ein Zahn ist vieles, davon, und ach! und hatte Lottchen nicht gesehn.

Er hätte daheim vor Aerger weinen mögen; auch soll die Aufwärterinn gesagt haben, er hätte wirklich geweint, das weiß ich aber nicht. So viel ist gewiß, der ganze Nachmittag, und der Abend und die folgende Nacht gehört zu den unmuthigsten seines Lebens. Am andern Morgen war der Schmerz vergangen, aber nicht die Liebe. Es wurden neue Ueberlegungen angestellt, die sich wieder mit dem Entschlusse endigten, zum Wundarzte

zu gehn, und wenn es die Umstände erforderten, mit seiner Absicht nur gerade herauszuplatzen. Er trat also seine zweyte entscheidende Wanderung in derselben innern und äußern Verfassung, als am vorigen Tage an, und fand den Wundarzt allein, o weh, wieder allein! in der Stube.

Der Wundarzt. Ey gehorsamer Diener, mein Herr. Da kommen Sie ja noch einmahl. Nicht wahr, es hat geholfen? Aber wie? Sie sehn ja so bedonnert aus.

Willmann. Ach Herr Hüfer!

Der Wundarzt. Wie? beginnt etwa ein andrer Zahn zu toben? Man hat das wohl. Sagen Sie —

Willm. Ach ja — nein —

Der Wundarzt. Ich merke schon, es ist wie gestern. Belieben Sie sich nur zu setzen. In einem Augenblicke sind wir fertig.

Willm. Ach, bester Mann! ich muß — (er stand unsägliche Angst aus,) ich muß Ihnen —

Indem trat Lottchen herein, wo möglich noch reizender, noch lieblicher, als da er sie zum ersten Mahle sah, und — habe Dank,

gutes Kind! — und rettete ihn. Die Begrüssungen, ein angeknüpftes Gespräch, das Angelegentliche in allen seinen Reden, und manche Aeußerungen, aus welchen seine Absicht wirklich etwas merklich herausplatzte, bestimmten seine Lage so, daß des Zahnes bald nicht weiter gedacht ward. Er war zwey ganze Stunden da, in welchen Lottchens Geist und Herz sich so enthüllte, daß er für die zwey Stunden, wie er meinte, gern noch viele Zähne gegeben hätte. Es ward ihm die Erlaubniß gegeben, wieder zu kommen. Und er kam wieder, und kam sehr oft wieder. Und kurz, nach gehörigen Erkundigungen und nach dem Ablaufe der gebührlich gefoderten Bedenkzeit, welche dem guten Lottchen seit der nähern Bekanntschaft ziemlich lang ward, und nachdem von Willmanns Seite des Kommens und Schreibens kein Ende gewesen war, gerade vier Wochen nach dem oben gemeldeten Vorfalle, war Lottchen Willmanns erklärte Braut. Die Freuden des Verlobungstags zu beschreiben, fühl' ich mich eben so unfähig, als die Küsse, Händedrücke und süßen Worte zu zählen, zu welchen die Verlobung feyerlich

berechtigt. Es war ein seliger Tag bis zum Abschiede, vor welchem Willmann noch die Geschichte seines Zahns zum Besten gab. Armer Lieber! sagte Lottchen, und küßte ihn auf die Wange. Armer Mann! sagte der Vater mit einem derben Händedrucke, nehmen Sie mir die Sache nicht übel. Es war wahrhaftig gut gemeint; und am Ende, wer ist Schuld? Lieber immer den allergradesten Gang gegangen, als zur Erreichung einer Absicht auch nur einen Zahn verläumdet! Ueberdas ist's der Gang der Dinge, das Glück des Gatten nicht ganz ohne Kaufpreis zu erwerben. Heyrathen ist gut, das ist mein Satz, heyrathen ist sehr gut; aber etwas muß jeder der Ehe aufopfern. Merke dir das, Lottchen, und mache dich darauf gefaßt, daß dein Freund nicht Lebenslang so ein Verlöbnißgesicht hat, als heute, daß nicht alle Tage so golden sind, als der jetzt verflossene. Etwas aufopfern muß jeder, und der kommt sehr gut an, dem die ganze Veränderung nur einen Zahn kostet.

Nach kurzer Zeit war Lottchen Willmanns Weib, und weil sie eben so tugendhaft und

verständig, als schön war, so machte sie ihn sehr glücklich, und nie hatte er Ursach, den Verlust seines Zahns zu bedauern.

XIV.

Der verfallene Garten.

Ein elegisches Gemählde.

Laß die Mauer nicht hinweg dich schrecken,
Deren Alter dir entgegengraust,
Deren Ritzen Moos und Halme decken,
Wo der Iltis wohl geborgen haust;
Auf dem Schauplatz' alter Fröhlichkeit
Dämmern Schatten der Vergangenheit,
Mag uns zwischen diesen finstern Mauern
Stiller Wehmuth kühler Hauch durchschauern.

Ach wie flieht die Freude kaum erschienen,
Unstät wie der Irrwisch in der Nacht!
Also schwindet zaubervoller Bühnen
Feerey, Gesang und Heldenpracht:
Abgebrochen wird die Bühne dann,
Ihre Bretter mißt ein ernster Mann,
Um aus eines stolzen Tempels Trümmern
Einem Bettler einen Sarg zu zimmern.

Ach wie wehen dunkle Fliederbäume
Ueber Nesseln, über Bilsenkraut,
Wo vorlängst im Zauber goldner Träume
Aeglos an der Hand der schönen Braut
Himmlisch seelig, wo so manches Jahr
Aeglos glücklich mit der Gattinn war,
Und des reichen Schmuckes hoch sich freute,
Den der Horen Ringelreyhn erneute.

Pfeilschnell sind ihm Stunden hier entflogen,
Wenn ihn sanft sein süßes Weib umschlang,
Wenn in seiner Kinder Tanz gezogen
Trunken seine Vaterfreude sprang.

Vor den andern war ein holder Sohn
Seiner Liebe Hoffnung, Stolz und Lohn,
Wie die Ros' aus ihrer Knospe Spalten
Sah des Kindes Kraft er sich entfalten.

Müde von des langen Tags Geschäfte
Schöpft' er hier im Hauche junger Lust
Unter Bäumen frische Jünglingskräfte
Angeschmiegt an seiner Gattinn Brust;
Wie sie tändelnd mit des Trauten Hand
Da so manchen grünen Kranz ihm wand,
Wie sie Blumen ihm zum Strauße pflückte,
Und den Pfirsich in die Hand ihm drückte!

Flog der Frühling seine raschen Tänze
Gaukelnd durch die saphirblaue Luft,
Dann umspielten seine bunten Kränze
Hier den Frohen unter Blüthenduft,
Ihn zu kühlen vor der Sonne Glühn
Ließ der Sommer spät das Geißblatt blühn,
Und die Grotte schattenreich umlauben;
Und der Herbst gewährt' ihm Obst und Trauben.

Hin ist alles! — wo man pflanzt' und säte,
Hörst du Wind' im Eibischkraute wehn,
Nelken prangten und Aurikelnbeete,
Wo jetzt tausend Dotterblumen *) stehn,
Manche strotzt mit gelbem Haupt empor,
Manche schläft umwölbt von seidnem Flor,
Wo wir einzeln morsche Pfähle stecken,
Blüthen üppig junge Rosenhecken.

Jene Wand, an welcher Brombeern steigen
Und der Diesteln starre Wildniß schreckt,
Grünte sonst von frischen Fruchtbaumzweigen,
Wo vom Blätterschirme karg gedeckt
Süßes Gold der Aprikosen quoll
Und des Pfirsichs Rosensammet schwoll,
Aus dem dicht verschlungnen Rebenlaube
Blähte sich die schwere Purpurtraube.

Welcher Jubel! war zu lieben Gaben
Für die Kinder nun die Frucht gereift,
Ha! wie jauchzten Mädchen dann und Knaben:
Ey, wie herrlich gelb und roth gestreift!

*) Dotterblume, Löwenzahn, Kuhblume, Leontodon Taraxacum.

Jener riß den Hut vom Lockenhaar,
Diese streckt' ihr zartes Händchen dar,
All' empfingen, ach! wie sie dann sprangen,
Und des Vaters milde Spende schwangen.

Jener Pfuhl von Schilf' und Erlgebüsche
Leis' umflüstert war einst silberhell,
Und der Kinder Lust gefleckte Fische
Schlüpften gaukelnd durch den reinen Quell,
Stille winkend mit gehobner Hand
Schlichen oft die Kleinen an den Rand,
Sie mit reichlich ausgestreuten Brocken
Näher an das Ufer hin zu locken.

Diese Stein' umwankt von Grasessprossen
Waren einst ein Haus; in seinem Raum
Träumte früh von rother Gluth umgossen
Aeglos manchen heitern Sommertraum,
Oftmahls hört er hier im Mondenschein
Friedevoll die Abendmelodeyn
Liebetrunkner Vögel im Gesträuche,
Und der Frösche Schwarm im fernen Teiche.

Dort vom Schatten einer Laub' umfangen
Mit dem Säugling' an der schönen Brust
Lehnte traut sein Weib an seine Wangen
Ihre Stirn mit holder Mutterlust.
Jährlich baut' ein Hänfling hier sein Nest,
Ach! das gab den Kindern manches Fest! —
Sieh nun rankt allda die wilde Rose,
Und der Boden ist bewebt mit Moose.

So bewächst, — mit Thränen, Erdensöhne,
Erdentöchter, blick' ich auf eur Loos! —
Endlich alles Süße, alles Schöne,
Alle Sorg' und alle Freude — Moos.
In der Guten weich bemoostes Grab
Sinkt gemach ihr Nahme schon hinab;
Doch getrost! ihr Thun in edlen Stunden
Ist mit ihnen nicht dahin geschwunden.

Was die Töchter hier gesehen hatten,
Ueben sie nun fern am eignen Heerd,
Bilden Kinder, und beglücken Gatten,
Und der Sohn ist seines Vaters werth:

Hochverdient an eines Fürsten Hand
Schafft er Segen für ein weites Land,
Was ins Herz hier frühe Lehren gossen,
Wird noch jetzt von Tausenden genossen.

Weine nicht, daß alles Erdenschöne
Der gesunknen Blüthe gleich zerfällt,
Frucht für Blüthe beut des Lebens Scene,
Das Verwelken schmückt die weite Welt,
Und ein öder wild verwachsner Raum,
Wo der Kindheit lichten Morgentraum
Schöne Seelen träumten, rührt so milde,
Als ein bunt umblümtes Saatgefilde.

XV.

Das Pfarrhaus in Wasendorf.

Ueber sechs Monate schon ruhte der ehrwürdige Prediger von Wasendorf unter den Todten seiner Gemeine, wie ein Hausvater zwischen Kindern, welche von ihm an ihr Lager begleitet einschliefen unter seinem Zurufe: gute Nacht, meine Lieben. Schon wuchs auf seinem frischen Grabe hin und wieder das Wegebreit, und einzelne Halme wankten über demselben. Ehrerbietig gingen alle Landleute vorüber, wie vor einem Bette, in welchem ein Wohlthäter schläft, und mancher dachte mit Wehmuth und Theilnehmung: Wenn du wüßtest, guter geschiedner Mann, wie dein Weib und dein Minchen dir nachweint!

Sie hatten Recht, allerdings war großes Herzeleid um ihn in der Pfarrwohnung und manche Sorge für Unterhalt und ehrliches Auskommen in der Zukunft. Ach von dem Zustande in einem solchen Hause, wenn der Vater, der Erwerber gestorben ist, haben wenige einen recht lebhaften Begriff. Landpredigern werden meistens Hütten zu Theile, ärmlich und klein, die nur durch sorgsamen Fleiß gestützt und durch sparsame Wirthschaft geschmückt werden können. Landprediger haben meistens viele Kinder, — und darüber braucht niemand sich aufzuhalten, — ist der Versorger dann todt, o so gibt es mannigfaltigen Kummer und herzrührendes Wehe. Wer noch nicht weiß, wie Wittwen und Waisen zu Muthe ist, der könnte es da sehn, und gewiß er würde im Innern bewegt werden. Dauerts einen doch, wenn junge Täubchen, denen die nährenden Alten geraubt sind, vom Schlage verirrt herumflattern, und man nimmt sich gern ihrer an, wen machten verlassene und betrübte Waisen nicht mitleidig? In das Wasendorfer Trauerhaus kam niemand, der ohne Thränen geblieben wär.

Beschränkte Vermögensumstände und Sorgen der Nahrung waren da eine kleine Noth gegen den Harm der Herzen um den theuren Begrabnen. Ernst und tief gebeugt litte seine Gattinn, ein treues herzliches Weib, noch mehr in ihrem jungen Grame verlohren, trauerte seine Tochter Minchen, fromm und lieblich, wie je ein Landprediger eine liebliche Tochter hatte. Unbekannt mit allem, was das Leben trübt, aufgeblühet im Kreise stiller Freuden, umfaßte sie den neuen Schmerz mit der Kraft ungeschwächter Gefühle, und die rege Empfindung ihres weichen Herzens schwelgte in dem nimmer gefürchteten Wehe. Ein siebenjähriger Knabe, das einzige außer ihr noch lebende Kind, konnte seinen Verlust nicht berechnen. Armes Kind, sagte oft die alte Magd Marie mit Weinen, du weißt noch nicht, was dir alles fehlt. Für den kleinen Bruder mit, und von seiner abstechenden Heiterkeit nur um so angreifender erschüttert, härmte sich Minchen. In der ersten Zeit nach dem Tode des Vaters war sie fast trostlos, sie wankte wie ein Berauschter, schien kalt und kraftlos wie ein Schatten, welkte sicht-

lich wie eine Blume in der Hitze, und man fürchtete für ihr Leben.

Gebt Acht, sagten die Landleute, Minchen stirbt auch, sie war des Pfarrers Liebling, wißt ihr wohl, wie sie schon als Kind nicht von ihm wich, auf dem Wege von der Kirche sich an seinen Rock hängte, wenn er ins Feld ging, an seiner Hand einher hüpfte, und noch als erwachsene Jungfrau ihn immer begleitete, wie sein Schatten? Ja, ja, raunte leise der Aberglaube, der Vater zieht die Tochter nach, habt ihr nicht gehört, die Flittern der jüngsten Todtenkrone in der Kirche sollen geknistert und die Bänder daran geflattert haben, gewiß sie stirbt auch.

Zum Glücke hatte der Aberglaube hier, wie gewöhnlich, Unrecht. Die Zeit des ersten Wehes war vorübergestürmt, und wie ich gleich anfangs sagte, bereits ein volles halbes Jahr nach dem Tode des Vaters vergangen, und Minchen lebte noch. O der Mensch kann viel Schmerz aushalten. Freylich war ihr die Zeit fast wie ein schwerer Traum, ohne deutliche Beachtung verschwunden. Sie sahe sonst an jeder Wiesenblume ihre Lust, dieß-

mahl hatte sie es kaum bemerkt, daß Blumen blüheten, und die Wiesen so bunt waren. Sie wandelte sonst so gern zwischen den Getraidefeldern, wenn der hinlaufende Glanz wellengleich über das grün und röthlich und silberfarbig schillernde Halmengewimmel wogte, und das sanft säuselnde Flüstern der Saaten, mit dem Wirbeln der steigenden Lerchen und dem Schwirren der Grillen den Hörer in süße Ruhe wiegte. Sie ließ ihre Hände dann immer lange auf der weichen Wallung der Aehren hingleiten, und freute sich schon darauf, daß sie jedem Armen ein recht großes Stück Brot geben könne; dießmahl waren die Saaten ihr so unbemerkt gewachsen, gereift und abgeärntet, als irgend einem Städter.

Mit dem Beginne des Herbsts aber hatte sie sich allmählich gefaßt, ihr Schmerz war in mildere Wehmuth zerflossen, und sie fing wieder an, aufzublühen. Wer sie sahe, behauptete von ihrer Trauer und von ihrer Lieblichkeit zugleich gerührt, sie sey nie so schön gewesen, und die tiefe Empfindung goß einen neuen unbeschreiblichen Zauber über ihr ganzes Wesen aus. Ihre großen blauen feuchten

Augen glichen dem Vergißmeinnicht, wenn es von Thaue im Mondenscheine glänzt, auf ihren Wangen entblühte wieder jungfräuliche Röthe, wenn gleich ein wenig gehemmt und geschwächt, wie die Farbe von Rosen, die sich unter überwältigendem Drucke hervordrängen, und ihre Rede durchdrang den Hörer so süß, wie eine reine Melodie von gedämpften Saitenspielen. Jedes Wort sprach Gefühl, und jeder Blick zeugte von einem obwaltenden Anliegen des Herzens, wie Blicke und Worte von Freunden vor der nahen Trennung.

Und eine sehr ernste Trennung stand ihr ja bevor, die Trennung von dem lieben väterlichen Hause. Seit sechs Monaten hatte sie diese gefürchtet, aber es war ihr doch immer, als sey sie unmöglich. Sie konnte schon die Zeit derselben angeben, aber sie rechnete die traute Wohnung so zu ihrem Wesen, daß sie sich ausser derselben allenthalben fremd däuchte, der Abschied war ihr so gewiß und so undenklich, wie jedem sein Tod.

So war endlich der letzte Tag erschienen. Es ist ein Glück, daß die trüben Vorfälle des Lebens mancherley Anstalten und Besorgungen

erfodern, durch welche der Kummer ein wenig zerstreut, und von seinen Gegenständen losgerissen wird. Das erfuhr Minchen, sie fühlte sich gelassener, als es ihr geahnt hatte, bey den gehäuften Geschäften seit einigen Wochen, bey den Ueberlegungen, die sich mehrmahls, und noch am Morgen des letzten Tages darboten. Es war Mittag, als ihre Mutter noch einmahl alles mit ihr besprach. Am folgenden Morgen sollte Minchen in die Stadt gehn, und dort während eines achttägigen Aufenthalts bey einer Verwandten die nöthigen Einrichtungen in der künftigen Wohnung machen. Die Mutter wollte indeß für den neuen Prediger, welchen sie nur aus seinen Briefen kannte, und bald selbst zu sehen erwartete, weil er nach acht Tagen die Antrittspredigt zu halten hatte, das zu seiner Ankunft bereits eingerichtete Haus vollends räumen, und auf einige Zeit ein Stübchen, das ihr von dem freundschaftlichen Amtmanne angeboten war, beziehen, wohin denn Minchen nach einer Woche zurückkommen sollte.

Mit Thränen genoß die Mutter und die Tochter nur wenige Bissen, und beyde sam,

melten sich zu einem Auftritte, den sie lange voraus sahen, und nun nicht mehr verschieben konnten. Es mußte nehmlich der alten redlichen Magd bestimmt angekündigt werden, was ihr schon mehrmahls zu verstehn gegeben war, daß die Umstände es nicht ferner erlaubten, eine Magd zu halten, daß sie Trennung forderten. Minchen hatte seit ihrer frühesten Kindheit die fromme Arbeiterinn um sich gesehn, und sich gewöhnt, sie zu den Ihrigen zu zählen, und wahrlich das verdiente sie auch trotz ihrer niedern Gestalt und ihrem armen Gewande. Es sey mir gestattet, auf diesem anspruchlosen Bilde dem ehrlichen gutmüthigen Dienste ein kleines Denkmal zu setzen, einfach und bald vergessen, aber wohl gemeynt, wie auf einem Dorfkirchhofe ein schwarzes Kreuz über einem Grabe.

Marie war jung in das Pfarrhaus gekommen, und jetzt begann sie zu altern. Was sie in der langen Zeit genoß, hatte sie als Güte, und was sie that, als Schuldigkeit angesehn. Was ihrer Herrschaft Gutes und Widriges begegnete, betrachtete sie immer als ihr eignes Geschick, und oft mußte der Pfarrer we-

gen eines Verlustes, den er in der Wirthschaft litte, sie trösten. Es war ihr ohngefähr so zu Sinne, als wär der Pfarrer ihr Bruder, und seine Frau ihre Schwester, und als wär sie nur darin von Ihnen verschieden, daß sie stärker sey, und also mehr arbeiten müsse und könne, als jene. Mit dem Gute des Pfarrers ging sie von jeher so ehrlich um, als mit dem ihrigen, und so gewissenhaft, als mache ihn die Veruntreuung eines Strohhalmes zum Bettler, und überhaupt dachte sie sich mit ihrer Herrschaft so unzertrennlich zusammen, daß sie in ihren Reden von dieser meistens wir sagte. Mag das doch die schwache Eitelkeit beleidigen, wer fühlte es nicht, daß ihm wohlberathen ist mit den Leuten, und wer wär den Leuten nicht gut, die aus Theilnehmung leicht wir mit ihm werden?

Kommt einmahl herein, gute Marie, sagte jetzt die Wittwe der treuen Dienerinn, und trocknete die Thränen, und Marie kam, und ihr Herz klopfte vor Ahnung, als sie die verlegenen Gesichter sahe. Ich muß es euch nur sagen, fuhr die Frau fort, so wehe es mir thut. — Ich bin schon lange damit umge-

gangen, und habe euch auch bereits etwas davon merken lassen, ich kann nicht umhin, — ich kann euch nicht behalten, wir müssen uns trennen.

Marie. Lieber Gott! Sie werden mich ja nicht verstoßen?

Die Wittwe. Verstoßen? ach Marie, es kostet mir so Kämpfe genug, macht sie mir nicht noch schwerer, ich habe alles überlegt, ich habe es wahrhaftig reiflich erwogen. Ihr wißt nicht, wie es mit uns steht, o wir müssen uns kümmerlich behelfen, wenn wir ehrlich durch die Welt kommen wollen, wir müssen uns sparsam, sehr sparsam einrichten, wir können keine Magd mehr ernähren.

Marie. O behalten Sie mich doch, ich will auch recht wenig essen. (Minchen faßte ihre Hand und drückte sie fest und weinte sie naß.) Ich habe ja dann nicht viel Arbeit, fuhr die Alte fort, da brauche ich auch nicht viel Speise, und ich will nichts als Wasser trinken. Wir haben Gutes mit einander erlebt, ich werde Sie ja nicht zur bösen Zeit verlassen. Ich habe mit Ihnen an vollen Schüsseln gesessen, ich werde ja nicht fort,

gehn, wenn die Töpfe kärglicher gefüllt werden. Wir haben Mißwachs und fruchtbare Jahre gesehn, wir haben Kinder getauft und Kinder begraben, wir haben mit einander geweint und gelacht, wir werden uns ja nicht trennen.

Es war ein Weilchen eine bange Stille, bald fuhr Marie fort: Jungfer Minchen, nehmen Sie sich meiner doch an, bitten Sie doch vor, liebes Herzensminchen. Sehn Sie, ich bin nun zwey und zwanzig Jahre im Hause. Ach! es ist mir noch wie heute, da sie ankamen, das war eine Freude! O! ich habe Sie so fleißig gewiegt, ich habe Sie auf diesen Armen getragen, und in den Schlaf gelullt. Wenn Sie schrien, und keiner Sie zum Schweigen bringen konnte, so konnte ichs, ich schaukelte Sie dann an meiner Brust hin und her, und sang Ihnen vor, so laut ichs vermochte: Schlafe, Kindchen, schlaf! dann sahen Sie mich immer so groß an, und wurden still, und schliefen ein an meinem Herzen. Und darum bin ich Ihnen auch so gut. Ich habe Sie laufen gelehrt, und habe mit Ihnen Verstecken gespielt, und

habe meine Seelenlust daran gehabt, daß Jungfer Minchen so groß und so schmuck wurde. Ich habe stets gedacht, ich wollte einmahl bey Ihnen sterben, und sie sollten der alten Marie dann ein Todtenkränzcheu machen, und an meinem Sarge zu den Umstehenden sagen, das ist die alte Marie, die mich in meiner Kindheit verpflegt hat. Bitten Sie doch vor, Jungfer Minchen.

Minchen hielt noch immer die Hand der Alten, und weinte, daß ihr die Thränen über das Busentuch liefen, und Marie selbst sich Vorwürfe machte, sie so erschüttert zu haben.

Liebe Marie, begann die Wittwe wieder mit oft stockender Stimme: Ich bin so schon so gebeugt, macht mir mein armes bekümmertes Herz nicht noch schwerer. Ich habe wahrlich alles berechnet, glaubt mir, es ist unmöglich. Geht zu euerm Bruder, er ist ja so Wittwer, und hätte euch längst gern bey sich gehabt, da wird es euch besser gehn, als bey mir. Aber das will ich euch heilig versprechen, wenn sich unsre Umstände ändern, so hole ich euch wieder, und wenn ihr noch so hinfällig wäret, und niemahls will ich eure

Liebe vergessen, ihr gehört zu den besten Menschen, die ich gekannt habe.

Minchen hatte sich indeß auf einen Stuhl geworfen, ihr Arm ruhte auf dem Tische, und stützte ihr Haupt, und unter ihrer Hand ergossen sich strömend die Thränen in das vorgehaltne Tuch.

Wenn es denn seyn muß, — so verzeyhn Sie meinem Ungestüm, stammelte die Alte, und wankte mit hörbarem Schluchzen aus der Stube.

Noch eins, rief die Wittwe ihr nach, liebes Mariechen, vergeßt doch auch nicht, was ich euch gestern schon gesagt habe, nehmt unsern alten Hund indeß mit zu euch, und seht, wie ihr ihn aufs beste anbringt, thut mir den Gefallen, schafft ihm einen guten Herrn.

Seyn Sie unbekümmert, ich will ihn wohl versorgen, war die gebrochene Antwort.

So müssen wir denn alles verlieren, liebe Mutter, sagte Minchen, so müssen wir auch den Hund verjagen? und er war so wachsam und freundlich. Wissen Sie wohl noch? Ich war zehn Jahr alt, als wir ihn bekamen, und er hat uns nun fast neun Jahr

gedient. Lieber Gott, wenn ich bedenke, wie ich ihn erhielt, ich hatte eine Freude darüber, wie wohl mancher nicht hat, der ein Fürstenthum erbte, ich habe ihn aufgezogen, ich gab ihm immer sein Futter, so soll ich denn künftig gar kein Geschöpf mehr haben, dem ich etwas geben kann? O wie sprang er um mich, wie lief er mir nach, wie war er mir zuthätig und gut, — und — plötzlich stockte sie hier, und um ihrer Mutter kein trübes Andenken zu wecken, mochte sie nicht sagen, warum er ihr so werth war. Das anhängliche Thier hatte nehmlich gar sehr über den Tod ihres Vaters getrauert. So lange dieser im Sarge stand, war er nicht von der Stelle gewichen; wie krank hatte er da gelegen, hatte den Todten mit einem starren traurigen Blicke angeblickt, und am Sarge gekratzt, als man diesen verschloß. Nach der Beerdigung war er nicht zu sehn, da man ihn suchte, lag er über dem Grabe, und noch mehrere Tage lief er immer nach dem frischen Hügel.

Sollten wir ihn denn nicht behalten können? fragte Minchen.

Die Wittwe. Bedenke nur, Kind, einen so großen Hofhund in unserm engen Stübchen in der Stadt! Und das Brot, das er genöß, können wohl andre essen. — Sie blickte dabey wehmüthig auf den Knaben, der sorglos an einem Stücklein Brotes nagte.

Freylich, freylich, so muß der Hund fort, rief Minchen, und umfaßte hastig den kleinen Bruder, und preßte ihn an den Busen. Drücke mich doch nicht so, Minchen, sagte das Kind, und weine mir das Gesicht nicht so naß.

Lange rannen noch ihre Thränen und feuchteten ihr Strickzeug so sehr, daß sie kaum die Nadeln rühren konnte, indeß ihre trunkne Seele in der frohen Vergangenheit schwärmte. Ihr ganzes einfach seeliges Leben schwebte vor ihr vorüber, wie ein lachendes Freudengemählde von Geßner oder Voß, vor der Seele eines unglücklich liebenden Betrachters. Die einzelnen Scenen des Gemähldes waren hier das kleine Zimmer selbst, und da vor dem Fenster der grüne Rasenplatz, und die zur Seite hinauslaufenden Hüttchen, und am Eingange in das Dorf der Anger,

im Frühlinge immer ganz weiß von Gänseblümchen, und dann das Gehölz, das die Aussicht mit grünem Kranze begränzte. Hier spielte sie und Amtmanns Luise mit Puppen, Bändern und Bildern, da sprang sie im Winter um den Ofen und hütete die auf seinem Rande bratenden Aepfel, und harrte ihres Gezisches. Daneben stand das Tischchen, auf welchem ihr immer das Weyhnachtsgeschenk bescheert ward. Sie sahe noch, wie sie am Abende ein Tuch auf den Tisch breitete, wie sie in der Nacht mit ihrem hernach verstorbnen Geschwister den Anbruch des Tages ersehnte, wie sie mit diesem lauschte, wenn die Eltern ihre Gaben aufstellten, wenn der Schein der angezündeten Lichter, durch die Spalten der Kammerthür fiel, und wie sich dann alle untereinander zur Freude und zum Schweigen ermunterten. In der Ecke des Fensters lagen immer die Bücher, mit welchen sie an jedem Morgen fleißig zur Schule wanderte, und mit tiefer Ehrfurcht vor dem Schulmeister. Sie bedachte, wie sie damahls die Menschen nach ihrem Range in der Welt ordnete, wie sie meynte, der vornehmste Mann

in der Welt sey der Schulmeister, und dann folge ihr Vater, und dann der Amtmann. Dort pflückte sie mit Luisen Blumen, und flocht Kränze, und bließ mit ihr die gefiederten Häupter der Kuhblumen weg, und fragte dabey nicht, wie lange werde ich leben, sondern, wie viel Wochen sinds noch zum Aerntekranze, oder bis Weyhnachten, oder bis Fiekchen aus Linderode kommt.

Vor ihrer Seele standen alle Scenen, die sich im Wechsel der Jahre, der gewesenen glücklichen Jahre entfalteten. Sie bedachte die hoffnungsvolle Zeit der Saat und des geschäftigen Bestellens, und welche Freude es ihr da war, wenn sie den Vater vom Felde rufen mußte, die Pracht der blühenden Bäume, unter welchen der Gute mit ihr einherging, das Gewühl beym Heumachen, bey welchem sie nimmer fehlte, und die würzig duftenden Heuhaufen, in welchen sie als Kind sich wälzte. Sie bedachte die Arbeit der Aernte, und wie es dann so früh lebendig im Hause ward, wie da oft schon ein schweres Fuder durch das Thor des Hofes schwankte, wenn sich erst die Spitze des Kirchthurms zu

röthen begann, die lustigen Sprünge beym Aerntekranze, und alle Freuden des Herbstes, das Pflaumenschütteln, wobey sie immer eine emsige Sammlerinn war, und das Aepfelbrechen, bey welchem sie um die sich füllenden Körbe hüpfte, und die Menge und die Schönheit der Früchte bestaunte.

So reichen und nimmer ermüdenden Genuß auch das alles schon gab, so bot doch jedes Jahr noch ein Paar Auftritte, durch die es allein schon geschmückt werden konnte. Alljährlich im Frühlinge reiste Minchen mit ihren Eltern zu ihrer Mutter Bruder, dem Prediger in Linderode, einem fünf Meilen entfernten Dorfe. Welche Süßigkeiten hatte die Reise und der trauliche Umgang mit Fiekchen, des Oheims Tochter, wie ergossen sich da die jungen Seelen in einander! Im Herbste kamen dann die von Linderode wieder nach Wasendorf, o darauf freute sich Minchen das ganze Jahr, das brachte in ihre friedlichen Tage eine Mannigfaltigkeit des Genusses, beschäftigender, als Bälle und Carnevalslustbarkeiten in das Leben bewunderter Grossen. Ich bin gewiß, daß mancher berühmte

und angestaunte Mann, der in das Gewühl der großen Welt hingerückt auf dicht umdrängter Bühne seine schimmernde Rolle spielt, bey ähnlichen Erinnerungen in wollüstige Wehmuth verlohren, eine Thräne von den Augen wischt, wenn sich auch andre, von ihrer Kindheit her an zusammengesetzte und kostbare Belustigungen gewöhnt, in dem allen wenig Genießbares denken können. Ich mag sie darum nicht tadeln, daß aber Minchen froher war, als sie, das ist mir ausgemacht. Und darum hing sie auch an der Vergangenheit, ich weiß nicht, ob ich sagen soll mit einem befremdeten Staunen, als schwebte sie unter den Erscheinungen einer magischen Feenwelt, oder mit der ganzen Innigkeit der gegenwärtigen Empfindung.

Auch mußte schon deswegen die Vergangenheit sie um so unwiderstehlicher anziehn, weil sie sich selbst in derselben nur immer im Ergusse unschuldiger, reiner und edler Gefühle erblickte, und in dem Paradiese der seligen, wenn auch erfahrungslosen Zuversicht zu der Redlichkeit und Herzensgüte jedes Menschen. In ihrem einsamen Dörfchen unter den from-

men Ihrigen, war ihr Bosheit und Laster verborgen geblieben. Sie hatte nur emsige Arbeit und friedliche Ruhe bemerkt, und nimmer die Leidenschaften, die sich vorzüglich nur in größerm und glänzenderm Gedränge entzünden. Neid hatte sie nur gesehn, wenn sie mit freygebiger Hand goldne Körner unter die begierigen Hühner streute, und da bildete sie sich ein, nur die Hühner wären neidisch, und grimmigen Zank nur, wenn Hunde sich bissen, und da wähnte sie denn, daß nur Hunde sich zankten.

So überschaute das liebe Mädchen ihre ganze reizende Lebensgeschichte, denn der Schmerz über Verlust ist ein guter Erinnerer, und selbst das Kleinere entging ihr nicht. Manche einzelne Sonntage fielen ihr ein, wie sie da in der Kirche ihrem Vater zuhörte, indeß ihre Augen auf den rings um flimmernden Todtenkronen ruhten, viele Nachmittage, an welchen sie Gäste aus der Stadt in die kleine Kirche führte, und ihnen die größte Merkwürdigkeit des Dorfes, das uralte steinerne Denkmal eines Ritters, der geharnischt neben der Kanzel in Stein dar-

gestellt war, zeigte, und die Umschrift erklärte.

Unter diesen Erinnerungen war der Abend näher gekommen, und Minchen erhob sich, noch einmahl im ganzen Pfarrhause herum zu gehn und von allem Abschied zu nehmen. Selbst das Unbedeutende war ihr da wichtig, weil sich daran eine Menge von alten Vorstellungen auffrischte, und Kleinigkeiten beschaute sie so trunken, wie ein Mann einen verdorrten Blumenstrauß von seiner gestorbnen Braut. Lange weilte sie in der Stube ihres Vaters. Dahin trug sie so vieles zu seiner Erquickung ihm zu, da blieb sie so oft Stundenlang an seiner Seite sitzen, da begoß sie am Abende die Levkojen und Nelken vor seinem Fenster. Jetzt hallte das öde Gemach unter ihrem Tritte und die Blumenbretter vor dem Fenster waren leer. Wenn angstvolle Unruhe den Kummervollen umhertreibt, dann sucht er in dunkler Erwartung ehemaliger Freude die Oerter, wo ihm einst wohl war, und seufzt um so tiefer, wenn er das nicht mehr findet, was sonst ihm entgegen kam. In bangem Grame erstieg sie den Boden,

und stand lange an seinem Fenster. Da lauschte sie manchmahl, wenn Besuch aus der Stadt kommen wollte. Dahin lief sie, wenn die Gäste aus Linderode erwartet wurden, schon am frühen Morgen, und heftete die Augen auf den Weg, dem sie noch nicht nahe seyn konnten, und immer öfter am Nachmittage, bis sie endlich die Kutsche in grauer Ferne ersahe. Dann sprang sie entzückt die Stufen hinab, und rief, schon von weitem: sie kommen, sie kommen! und eilte mit ihrem Vater den lang Ersehnten zu fröhlichem Willkommen entgegen. Jetzt blickte sie beklommen herab wie ein junger Seefahrer vom Schiffe auf das gränzenlose Meer, und seufzte hinaus in die trübe herbstliche Gegend.

Schweren Herzens schlich sie zurück und über den Hof, und die Vorstellungen, wie die Kühe früh zur Weide sprangen, wenn im stillen Dorfe nur erst die Schwalben unter den Dächern laut zu werden begannen, wie am Abende das Vieh mit seinem Glockengeläute schwer wandelnd heimkehrte, wie die belasteten Aerntewagen sich knarrend nach der Scheuer schleiften, begleiteten sie in den Gar-

ten. Ach da entwickelte sich an jedem Baume eine süße Erinnerung, da erneuerte sich bey jedem Stachelbeerbusche das Bild einer lustigen Geschichte, an jeder Stelle, wo einst ein Vogel nistete, ein sanftes Gefühl aus dem Traume der Kindheit, an jedem Rosenstrauche das Andenken an eine selige Scene.

Wankend und langsam, als würde sie von etwas gehalten, trat sie zuletzt durch die Hinterthür des Gartens auf den friedlichen hin und wieder von Fliederbäumen beschatteten Kirchhof. Mancher heitre Nachmittag, an welchem hier von ihr geleitet, Fremde die Schrift der Leichensteine lasen, und ihren Erzählungen von den Begebenheiten des Dorfes, etwa vom Tode eines Landmädchens horchten, fiel ihr wieder ein. Mancher mondhelle Abend, an welchem durch das bleiche über den stillen Acker ausgegossene Licht der Thurm und die Kirche und eine einsame Linde ihre langen Schatten erstreckten, manche kühle späte Stunde mit ihren leisen Schauern, in welcher sie hier mit dem Vater und der Mutter unter traulichem oft lehrreichen Gespräche zwischen den Nesseln und Diesteln der Gräber

hinwandelte, indeß der erfrischende Hauch der Sommernacht in den Bäumen umher athmete, wie ein heimliches Geflüster, stand wieder vor ihr, und in dem Grabe des Vaters ihr Alles, was sie verlohr. So hattest du, Bester, dachte sie, hienieden kein Eigenthum, als dein Grab? ach die Menschen haben nichts, was sie behielten, als ihr Grab! schlaf wohl, Theurer, auf der stillen Stätte, wo ich mir immer auch mein Grab dachte, schlaf wohl, lieber Vater, und deinen seligen Geist kümmre nie der Gedanke, wie die Deinen um Dich trauern, wie sie unberathen scheiden von ihrem unvergeßlichen Dorfe, wo ihnen keine Behausung bleibt, und nicht einmahl ein Grab! ach wer weiß, wo wir einst fern von Dir unter fremden Menschen eingesenkt werden? Zitternd und mit schwimmenden Augen brach sie hastig eine Sprosse Wermuth von dem Hügel, und barg sie an ihrem klopfenden Busen, und riß sich dann los und begann schnell, wie wenn man durch rasche Schritte sich gegen eine Empfindung stärken will, zurück zu gehn. Aber oft stockte sie im Gehn, und sahe sich um, und hing an allen

Gegenständen umher, winkte jedem einen Abschied zu, und faßte sein Bild so innig auf, als blieb ihr auf die ganze Zukunft kein Genuß mehr, als die Schatten dessen, was sie sonst hatte.

Am folgenden Morgen früh ging sie mit einer Bauerfrau trübe und ernst, als führe der Weg in ein Gefängniß, nach der Stadt. In unruhiger Geschäftigkeit machte sie hier bey einer Verwandten während der bestimmten acht Tage die nöthigen Anstalten in der künftigen Wohnung, aus deren kleinen Fenstern sie nie ohne Schwermuth in die enge Straße hinabblickte, weil ihr die heitre freye Aussicht von Wasendorf einfiel.

In dem Dorfe berechnete sich indeß die Mutter mit dem neuen wahrhaftig edlen und vortrefflichen Prediger, der ab und zu reiste, und dem sie mit Herzlichkeit nachrühmte, daß er sie nicht bloß billig, sondern selbst wohlthätig behandelt habe, machte ihm Platz, bezog ihre kleine Stube bey Amtmanns, indeß die alte Marie mit dem treuen Hunde unter das Strohdach ihres Bruders ging, und harrte am Abende des Sonntags, an welchem der junge Pfarrer eingeführt war, der Ankunft Minchens entgegen.

Minchen kam. Mit welchen Empfindungen sie ihr Dörfchen wieder sahe, und warum sie nicht den nächsten Weg vor dem Predigerhause vorüber nahm, wird man sich leicht denken. Sie ging zur Seite zwischen ein Paar Gärten hindurch, und als sie gegen dasselbe kam, blieb sie schüchtern lauschend stehn. Alles schwieg, denn die bey dem Pfarrer versammelte Gesellschaft war eben auf einem Spaziergange, und durch die tiefe Stille tönte das wohlbekannte Schwirren eines Heimchens, das längst da gehaust und gesungen hatte. Glückliches Thier, dachte Minchen, du brauchtest nicht von deinem Heerde zu weichen, und eilte bekümmerter zu Amtmanns, wo sie die Mutter und den Bruder mit überströmenden Gefühlen umarmte und begrüßte, und der Wittwe von allen ihren Verfügungen langen und befriedigenden Bericht erstattete. Indeß sah sie sich oft unwillkührlich um, wie wenn man etwas sucht. Ach sie vermißte Mariens ehrliche Rede, und war oft schon nahe daran, den Hund zu rufen. Marie war in dem Pfarrhause, wo sie seit einigen Tagen als Nebenarbeiterinn bey den jetzt noch gehäuften

LB Coburg

Beschickungen aus und einging, und der Hund in der Hütte ihres Bruders.

Minchen folgte der Einladung des hellen Mondscheins zu einem kleinen Gange vor das Dorf. Schüchtern ging sie an das Häuschen, wo ihr treuer Wächter jetzt war, der sie von weitem merkte, und ihr entgegen winselte. Leise zog sie das Band der Hofthür, und außer sich vor Freuden stürzte der Hund auf sie zu, erst sprang er hoch an ihr empor, dann wälzte er sich vor ihr und schmiegte sich so demüthig zu ihren Füßen, als wollte er fragen, warum hast du mich Armen verjagt, als wollte er sie bitten, ihn noch jetzt wieder anzunehmen. Wenigstens glaubte Minchen mit tiefem Mitleiden das in allen seinen Bewegungen zu sehn, und streichelte ihn mit freundlicher Hand.

Von ihm begleitet und rings umhüpft ging sie nun in einiger Entfernung vor dem alten väterlichen Hause vorüber. Siehe da war unten alles erleuchtet, Minchen erschrak, als sähe sie noch einmahl ihren Vater im Sarge und auf Leuchtertischen die Lichter neben ihm zu beyden Seiten. Dann hallte laut das Klingeln angestoßner Gläser, und Min-

chen schauerte zusammen, als höre sie den Klang der Sturmglocke. Der Prediger, welcher den neuen Pfarrer eingeführt hatte, und noch einige Freunde und der Amtmann waren fröhlich beym Mahle, und brachten eben dem jungen Manne eine Gesundheit auf die künftige Gattinn zu, und der junge Mann that gern Bescheid und in süßen Gedanken an ein liebes Mädchen in der Stadt.

Heftig erschüttert ging Minchen bald zurück. Trübe wie dieser Abend vergingen ihr die drey nächsten Tage, nur daß der kurze Besuch ihrer treuherzigen Marie und ihr gutgemeyntes bisweilen von Thränen unterbrochenes Geschwätz ihr ein Paar Stunden erheiterte. Am Abende aber schlich sie furchtsam und verschämt, — o du brauchtest dich deiner Gefühle nicht zu schämen, gutes Kind! — nach dem Hüttchen des Taglöhners, trat mit sanftem Tritte lauschend an das Pförtchen, und zog behutsam, daß es nicht knarren sollte, seinen Riemen. Mit hastigen Sprüngen hüpfte ihr der Hund dann entgegen, und wand sich auf dem Boden wedelnd vor ihr hin, und mit ihm stahl sie sich durch die eng-

sten Gäßchen des Dorfes auf einen ihrer alten Lieblingsplätze.

So besuchte sie an dem letzten dieser drey Tage etwas früher, als an den vorigen den fast alltäglichen Gang ihres Vaters. Eine lange Wiese, am Wege mit hohen Pappeln bepflanzt, erstreckte sich zwischen Reyhen von Obstbäumen und Schlehdornhecken fast unabsehlich dahin. Hier wurde im Frühlinge zum öftern des Abends das kleine Mahl genossen, dahin führte sie der Vater, — o er hatte die Natur so lieb, — wenn es im Winter zum erstenmahle gereift hatte. Welch ein Anblick war es, weit hinab zu beiden Seiten die Bäume und die dichten Hecken und vornemlich die jungen krausen Ulmen in denselben überall von weißem Rauhreife beblümt und befiedert zu sehn, wie ein wunderzartes Zauberwerk aus silbernem Staube gekräuselt. Nun hatte Minchen hier keinen Frühling und keinen Winter mehr zu genießen, es war ihr, als stürbe mit dem gegenwärtigen Herbste der ganze Reiz der Gegend auf immer dahin, und diesen Tod sahe sie jetzt schon beginnen. Weißliche Stoppeln starrten am Boden von glän-

zenden Faden der Herbstspinne dicht überwebt, und von falben Blättern gedeckt. Durch die Luft wiegte sich schwirrend das welke Laub, dünn und schmucklos waren die Hecken und unbelebt, wenn nicht hin und wieder ein verspätetes Rothkehlchen klapperte, bleich und erkrankt standen alle Pappeln, nur daß hie und da die äußersten Blätter noch frisch waren, und die gelben Bäume mit grünen Kränzen umschlangen, und in ihren Zweigen rauschte der Herbstwind, wie ein sanfter Regen. So vergeht denn alles, wie meine Freude, dachte sie, und wandelte früher zurück, als sie beschlossen hatte. Eben öffnete sie die Thür dem Hunde, der ängstlich wedelnd sich sträubte, sie zu verlassen, als Marie, bereit nach dem Pfarrhause zu gehn, ihr entgegentrat. Lange sprach Minchen mit ihr, denn ihre Erinnerungen mußten ausströmen, und sie wußte, daß die Alte sie verstand, empfahl ihr dann wie mehrmals den Hund zu guter Versorgung, und ging nach Hause.

Marie aber traf in der Pfarrwohnung die Schwester des Predigers vor der Stube, und noch voll von Minchens Gesprächen fing sie

an, von ihr zu reden, und sie konnte nicht an sie denken, ohne sich in laute Lobsprüche zu ergießen, und wer dabey das Entzücken in ihren Augen bemerkte, konnte nicht umhin, jedes Lob wahr zu finden. Sie erzählte dann von dem Hunde, und bot ihn, wie vorher schon, von neuem an. Nehmen Sie ihn doch nur, sagte sie, er ist ein wachsames treues Thier, und Minchen hätte dann eine Sorge weniger. Ich habe meinem Bruder davon gesagt, war die Antwort, ihr mögt ihn nur bringen, gute Marie. Vergnügt kehrte diese heim, und zum Pfarrer trat die Schwester in die Stube. Dem Manne war bey offener Thür nichts von allem entgangen, so vertieft er auch vor einem Buche saß. Schon über eine Stunde hatte er an einer Seite gelesen, ohne recht zu wissen, wovon auf der Seite und überhaupt in dem Buche die Rede war. Denn seine Seele hing an seiner Schönen in der Stadt, ihre Gestalt umschwebte ihn, er wähnte sich in dem Zimmer, in welchem er sie sahe, uud bedachte eben, wie der Stuhl aussahe, von welchem die Holde einmahl aufstand.

Minchen muß fürwahr ein recht liebes Mädchen seyn, rief er der Schwester zu, nach allem, was Marie von ihr erzählt, nach allem, was jeder, den ich hier nur sprach, ihr aus voller Seele nachrühmt. Hast du denn das sanfte Minchen noch nicht gesehen? wahrhaftig die Geschichte mit dem Hunde rührt mich recht, ich muß das unschuldige gefühlvolle Kind noch kennen lernen, ehe es das Dorf verläßt. O daß meine Liebe in der Stadt auch so milden empfindungsreichen Herzens wär, wie glücklich wär ich da! aber gewiß sie ist so, gewiß, Schwester, sie muß so seyn, du solltest sie nur sehn. Das große blaue wohlwollende Auge gleich einer bethauten Kornblume in einem weißen Liliensträuße, das blaue Auge kann nicht lügen, die heitre Stirn vom lichtbraunen Haar sanft beschattet, muß von einer schönen Seele so hell seyn, und Gefühl ist es, wodurch ihre Wangen so zaubern. Schwester, auf ihren reinen Wangen floß so fein sich verliehrend ein Schimmer von zarter Röthe in das Weiße, wie auf dem weichen Blümchen des schlanken Windekrauts, und — und —

Die Schwester. Halt, halt, Bruder! das weiß ich schon auswendig, besser wär es, du wüßtest mir sonst etwas von ihr zu sagen, weißt du doch kaum, wer sie ist.

Der Prediger. Schlimm genug. Liegt denn die Schuld an mir? Hab ich bey meiner so schnellen unvermutheten Berufung hierher nicht übermäßig viel Arbeit gehabt? war am Montage die Reise nach Walldorf nicht unumgänglich nothwendig? habe ich gestern und heute nur ein Paar Stunden zu einem Gange in die Stadt erschwingen können? Aber morgen, Schwester, (steh ja morgen recht früh auf,) wenn der Tag grauet, bin ich auf, und nach der Stadt. Morgen um diese Zeit sollst du mehr erfahren, dann bin ich vielleicht der glücklichste Mann, denn sie hat mich liebreich und erröthend angesehn, und einmahl ruhte ihr Auge recht lange auf mir.

Die Schw. So? und kann darum doch verlobt seyn?

Der Pred. Verlobt? dann wehe mir! — verlobt? — nein, das ist sie gewiß nicht, das sagten ihre Blicke nicht. Und das hätte ich auch gewiß erfahren. Am Freytage

schon spät gegen Abend war es, als ich zur Frau Müllern ging, deinen Auftrag zu besorgen Wie früh wär ich hingegangen, wenn ich einen solchen Schatz da vermuthet hätte. Da saß sie und strickte, Schwester, du hättest sie sehn sollen! Ich erschrack, als ich sie sahe, über den Gedanken, daß ich hierher zurück mußte, aber geforscht habe ich nach ihr, so gut ich konnte. Wer ist denn das entzückende Mädchen bey der Frau Müllern? fragte ich den Vetter, als ich zu ihm zurück kam. Je nun, war die Antwort, über deren Kälte ich mich nicht wenig ärgerte, sie ist ganz hübsch, ihre Mutter ist vor einiger Zeit gestorben, und da hat ihre Verwandte die Frau Müllern sie zu sich genommen. Weiter war nichts zu erfahren, aber morgen, Schwester, morgen um diese Stunde sollst du mehr wissen. Jetzt will ich hin, und Minchen sehn, ich habe mit ihrer Mutter so noch etwas zu sprechen, und Minchen ist in der Stadt gewesen, ich werde so von weitem forschen, vielleicht erfährt man da etwas.

Damit stand der Prediger auf und machte sich fertig zu dem Gange, als eben der Hund

gebracht ward, der wedelnd und freundlich die bekannten Plätze begrüßte, aber auch ängstlich herum lief, als ob er etwas suche.

Indessen war der Mond heraufgekommen, und Minchen stand schwermüthig mit Amtmanns Luisen allein, denn die Mutter war ausgegangen, am Fenster. Im Ergusse alter traulicher Freundschaft ließ Minchen ihren Arm auf Luisens Schultern ruhen, und blickte mit Innigkeit hinaus in die weisse Beleuchtung der ruhigen Gegend. Luise sprach ihr gar vieles vor, wie der neue Prediger in der vorigen Woche ihre Eltern besucht habe, und von seiner Artigkeit, und was das allgemeine Gerücht von seinem edlen Herzen und von seiner Gelehrsamkeit sage, und was für schönes Hausgeräth gekommen sey, und wie die Magd von der Pfarre ihrer Magd vertrauet hätte, daß der junge Mann wohl eine Geliebte in der Stadt haben möge, und wie bey seiner Antrittspredigt niemand ohne Thränen geblieben wär. Minchens Augen wurden feucht, denn sie dachte an ihren Vater, und stand tief in Gedanken verlohren. Woran denkst du, Kind? sagte Luise.

Minchen. Ach an die nahe Trennung und an alte Geschichten. Siehst du dort wohl neben dem Holze hin die Landstraße? den Weg nahmen wir immer nach Linderode, da kamen sie immer her von Linderode. Allemahl am dritten Pfingsttage, wenn der Vater die saure Festarbeit überstanden hatte, reisten wir früh am Morgen hinweg, und blieben dann über acht Tage dort. Es ist mir noch alles, wie heute. Alle Aehren blitzten und trieften von Thautropfen, wenn wir wegfuhren. Auf der Hälfte des Weges kehrten wir dann in einem Dorfe bey einem Freunde meines Vaters ein. Der Garten und die Rasenbank an einem schilfichten Teiche, wo ich mehrmahls mit den Kindern jenes Mannes gelbe Pfingstblumen und blaue Bachbungen pflückte, steht noch vor mir, als käme ich diesen Augenblick daher zurück. Und welch ein Jubel, wenn wir Linderode erblickten, und wenn die Kinder uns von weitem schon entgegen kamen. Noch das letzte Mahl sprang das liebe Fiekchen ganz unerwartet hinter einem Busche hervor auf den Wagen zu, wie wir uns da in die Arme fielen! Bald kamen dann auch die Eltern.

Das war immer ein frohes, frohes Willkommen! und kaum waren wir auf der Pfarre angelangt, so wurde jede Stube, und der Garten, und jedes bekannte Plätzchen besucht, und jede kleine Veränderung gemustert! O! und jeder Tag war ein Festtag, stundenlang könnte ich davon sprechen, und würde nie fertig. Beym Abschiede freylich ward bitterlich geweint, aber wir trösteten uns mit dem Wiedersehen, und das war ja so fern nicht. Im Herbste kamen sie ja wieder zu uns, wie wurde da mehrere Wochen vorher Tag für Tag gezählt, bis die Stunde ihrer Ankunft da war. Wie glücklich waren wir noch, — es ist nun gerade ein Jahr, — im vorigen Herbste zusammen. Wie genossen wir da der guten Zeit so recht, als hätte es uns geahnt, daß sie bald hin sey, wie hingen wir an der Freude, als hätte es uns einer gesagt, daß sie nicht wieder kommen werde. Sieh Luischen, dort an der Ecke des Busches nahm ich von Fiekchen Abschied. Wir weinten zwar immer von Herzen, wenn wir uns trennten; aber so waren uns die Thränen noch niemals geströmt. Lebe wohl, liebes Dörfchen, sagte Fiekchen, und sie

hat's vielleicht auf ewig gesagt, und stieg mit rothgeweinten Augen in den Wagen, und meine Eltern, die bis dahin das Geleit gaben, und alle waren so erschüttert, wie noch nie. Der Wagen bog um den Busch und schwand hin, wir gingen mit schwerem Herzen zurück, und immer wiederholte ich mir in Gedanken Fieckchens Worte, und noch viele Wochen sagte ich oft vor mir: Lebe wohl, liebes Dörfchen. Ich meynte nicht, daß ichs nach einem Jahre im Ernste sagen müßte; und doch wie bald, so heißt es: Lebe wohl, liebes Dörfchen! Ach wie werde ich noch um Wasendorf weinen! Als ich in der Stadt war, ging ich am Abende einmahl spatzieren, da hörte ich die Abendglocke hier im Dorfe, (o ich kenne sie so gut,) aus der Ferne läuten, Luise, ich kann es dir nicht sagen, wie beklommen, wie ängstlich mir ward, so muß es einem seyn, der im Kerker die bekannte Stimme eines vorübergehenden Freundes hört. — Und Fieckchen und Linderode sehe ich vielleicht auch nicht wieder. Sie werden uns zwar dort nicht vergessen, wie es manche mit den arm gewordenen Verwandten machen sollen, aber wieder zu uns kommen

werden sie nicht, sie wollen uns die Kosten ersparen, und wir können auch die Reise dahin nicht bestreiten. Nicht wahr, Luischen, ich habe recht viel verlohren? Sieh nur wie der Mond so hell auf das Grab meines Vaters scheint durch die Zweige der Linde hindurch. Und das liebe unvergeßliche Haus mußte ich verlassen, es mag nun wohl schon ganz anders darin aussehen. Und bald habe ich auch das Dorf nicht mehr, und ich dachte doch, ich wär für das Dorf geboren, ich meynte, ich tauge nicht für die Stadt, nur auf dem Lande sey es süß und schön, ich hing daran wie die häusliche Schwalbe an ihrem leimernen Neste, das sie nicht mit einem vergoldeten Käfig vertauschen würde. Luischen, nur noch eine einzige Woche, ach dann — Lebe wohl, liebes Dörfchen!

In dem Augenblicke trat der Prediger herein, so daß er die letzten Worte noch hörte. Beym ersten Tritte in die Stube war er wie ausser sich, er wurde plötzlich so bestürzt und vergnügt zugleich, Gefühl der höchsten Ueberraschung, Freude und Angst sprachen so sichtlich aus ihm, daß beyde Mädchen fast verlegen darüber wurden.

Der Prediger zu Minchen. So sind Sie hier, meine Beste? Wie bin ich so glücklich, Sie hier zu treffen? denn Sie waren es doch, die ich in der Stadt bey der Frau Müllern sahe?

Minch. Ja, Herr Prediger. (Minchen wurde noch röther, als am vorigen Freytage, da sie ihn zuerst sahe, so roth, wie sie noch nie ward, wenn sie mit einem Manne sprach.)

Der Prediger. So sind Sie denn die liebe Verwandte der Frau Müllern, und haben sich bisher bey ihr aufgehalten?

Minch. Nein, so verkennen Sie mich doch.

Der Pred. Verkennen? ich Sie? Sie warens, und keine andre, die ich sahe, — ich fragte augenblicklich nach, da hieß es, die Frau Müllern habe eine Verwandte bey sich.

Minch. Ganz recht, Herr Prediger. Eben diese wollte ich besuchen, und weil ich sie nicht zu Hause fand, so wartete ich auf sie. So kam es, daß Sie mich da trafen.

Der Pred. Nun Gottlob! — —

Die Mädchen wußten nicht, was er wolle, und er selbst schwieg erschrocken über seine

verrätherische Freude. Zum Glücke kam eben die Mutter, und gab dem Gespräche eine andre Wendung, da er ankündigte, daß er sich mit ihr noch über etwas zu berechnen habe. Luise ging, und die Mutter freute sich heimlich doch herzlich, daß der junge Mann, der ihre ganze Hochachtung hatte, bey der Unterredung über die Rechnungsangelegenheit wie begeistert war, mit innigen trunknen Augen sich immer nach Minchen hinwandte, und überhaupt gar nicht so aussahe, wie man aussieht, wenn man rechnet. —

Ich habe gefunden, was ich suchte, mein Glück habe ich gefunden, rief er der Schwester zu, als er nach Hause kam, und fragte so angelegentlich nach dem Hunde, wie nach einem anvertrauten Schatze, und ob er auch wohl verpflegt sey. Am folgenden Tage reiste der Pfarrer nicht in die Stadt, aber so früh als es schicklich war, ging er zur Wittwe, und am Nachmittage wieder, und eben so an den folgenden Tagen, denn er fand, daß sich die gute Frau fast überall zu ihrem Schaden verrechnet habe. Und die Folge dieser seligen Berechnungen war, daß er der Liebe sei-

nes Minchens immer gewisser, und nach einigen Wochen feyerlich mit ihr verlobt ward. Spät im Jahre war noch die Hochzeit. Die lieben Freunde von Linderode waren dabey gegenwärtig, und Fiekchen als Braut mit einem braven Prediger ihrer Nachbarschaft.

Minchen ward wieder sehr glücklich in ihrem stillen Dorfe, in ihrem väterlichen Hause. Ihr Bruder wird von ihrem Gatten vortrefflich erzogen, die Mutter sieht täglich Freude an den Kindern, die ehrliche Marie lebt wieder in dem Hause, und jährlich würzt eine Reise nach Linderode und ein Besuch von da manchen Tag des einfach seligen Lebens der guten redlichen Leute.

So ist es nun schon seit drey Jahren gewesen. Erst heute begegnete mir Marie auf dem Wege nach der Stadt. Wie geht es bey euch? fragte ich. O! rief sie mir zu, wir leben wie die lieben Engel im Himmel, und werden bald wieder ein Kind bekommen. —

Der alte Hund lebt auch noch.

LB Coburg

Braunschweig,
gedruckt
bei Friedrich Vieweg.

D

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Starke, Gotthelf Wilhelm Christoph,

Gemählde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen

Bd.: 1

1803

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941291-9